



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 14, Nr. 6 June 15, 1961

Köln: Bund-Verlag, June 15, 1961

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. Juni 1961 · 14. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Porträt einer Malerin

Foto: Waltraud Paul



Lob für Diktatoren

Nach Pressemeldungen hat Vizekanzler und Bundeswirtschaftsminister Prof. Erhard dem spanischen Außenminister Castiella in Madrid erklärt, daß Spanien und die Bundesrepublik zusammen „ein glücklicheres Europa“ schaffen könnten. Auf einer Pressekonferenz in Lissabon soll Prof. Erhard ferner Portugal als eines der „vertrauenswürdigsten Länder“ bezeichnet haben.

In solchen Äußerungen muß der DGB eine Unterstützung der totalitären Regime von Franco und Salazar erblicken. Besonders unglücklich erscheint es dem DGB, daß Prof. Erhard ausgerechnet in dem Augenblick, in dem die Vereinten Nationen die blutige Unterdrückungspolitik der portugiesischen Regierung in Angola verurteilen, dasselbe Regime als vertrauenswürdig hervorhebt.

Der Internationale Bund Freier Gewerkschaften und der Bund Christlicher Gewerkschaften haben erst zu Beginn dieses Jahres gemeinsam gegen die Unterdrückung der spanischen Arbeiter und ihrer freien Gewerkschaften durch die faschistische Diktatur sowie gegen die steigende Arbeitslosigkeit und das wachsende Elend der spanischen Arbeitnehmer protestiert. Sie haben dabei auch die Unterstützung verurteilt, die von demokratischen Regierungen des Westens dem Franco-Regime gewährt wird.

Der DGB betont, daß er nicht gegen eine wirtschaftliche Hilfe an Spanien und Portugal ist. Er fordert aber, daß diese Hilfe wirklich der Besserung des Lebensstandards der Bevölkerung und nicht der Sicherung eines faschistischen Regimes und dem Luxusbedürfnis der herrschenden Schichten dient. Trotz der finanziellen und technischen Hilfen, die Spanien im Jahre 1959 vom Ausland erhielt, hat sich die Lage der Arbeiter bisher dort nicht gebessert.

(DGB)



Otto Brenner, der 1. Vorsitzende der IG Metall, wurde auf einer Exekutivsitung des Internationalen Metallarbeiter-Bundes zum Präsidenten gewählt. Unser Foto zeigt ihn bei einer Ansprache an junge Metallarbeiter.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundesverlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.



Jakob Kaiser gestorben

Ich, der Jakob Kaiser“, so begann er eine Rede, als ich ihn zum erstenmal sah. Das war keine Selbstüberhebung, sondern dieser nun leider von uns gegangene Mann hatte etwas zu sagen. Er war ein Mensch, der eine Überzeugung hatte und sich dafür auch mit seinem Leben einsetzte. Seine Überzeugung gipfelte in der Vorstellung, daß ein Staat nur Bestand hat, wenn er Menschenwürde und soziale Gerechtigkeit verkörpert. So kam es auch nicht von ungefähr, daß sein Name mit den Männern und Frauen des 20. Juli 1944 eng verbunden ist. Durch Hilfe seiner Freunde entkam er dem Henker. Zum Glück, denn so stand er mit an der Wiege der nach 1945 gegründeten Einheitsgewerkschaft, der er bis zuletzt gedient hat, immer darum besorgt, daß dieses Gebilde nicht auseinanderriß. Er wußte aus schmerzlicher Erfahrung, daß nicht zuletzt die Uneinigkeit der arbeitenden Menschen den Machtantritt der Nazis ermöglichte.

Er kam aus der Christlichen Gewerkschaftsbewegung, war später Abgeordneter der Zentrumsparterie im Deutschen Reichstag, kämpfte den illegalen Kampf gegen die Barbarei in Deutschland, war Vorsitzender der CDU in der Sowjetzone, bis er 1947 von der russischen Militärverwaltung abgesetzt wurde. Er ging in die Bundesrepublik und wurde hier im ersten Kabinett Adenauer Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen. Man nannte ihn seitdem nur noch: der gesamtdeutsche Kaiser. In dieser Bezeichnung schwang die Achtung mit, die dem Menschen bezeugt wurde, der sich in der Arbeit für die Wiedervereinigung unseres Landes keine Ruhe gönnte. In der CDU verkörperte er den linken Flügel. Und mehr als einmal nahm er entschiedene Stellung, wenn ihm Maßnahmen seines Chefs und dessen Mitarbeitern nicht geeignet erschienen und mit seinen Vorstellungen von Politik und Demokratie nicht vereinbar waren. Mut zeichnete diesen Mann in jeder Stellung aus.

Ein Mensch mit einer reinen demokratischen Überzeugung, der diese ohne Rücksicht auf Verluste vertrat. Ein leider so seltener Fall in unserer Bundesrepublik.

Wie sollte die Jugend anders sein Andenken bewahren, als daß sie selbst Überzeugungstreue beweist und sich mit dem Mut wappnet, der diesem Menschen Jakob Kaiser ein langes Leben das Gepräge gab.

Hadobu

Bundesarbeitsgericht gegen längeren Urlaub für Jugendliche

Das Bundesarbeitsgericht hat am 12. Mai 1961 entschieden, daß den Jugendlichen auf Grund des Jugendarbeitsschutzgesetzes vom 9. August 1960 für das Urlaubsjahr 1960 lediglich ein anteiliger Urlaub zusteht. Drei Viertel des Urlaubs ist nach dem alten Recht und nur ein Viertel nach dem neuen Jugendarbeitsschutzgesetz zu gewähren, weil das Gesetz erst am 1. Oktober 1960 in Kraft trat.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund bedauert dieses Urteil, das den Jugendlichen für das vergangene Jahr einen geringeren Urlaub zuspricht. Dabei war es nach Mitteilung des Vorsitzenden sowie weiterer maßgeblicher Mitglieder des Bundestagsausschusses für Arbeit und der Bundestagsfraktionen eindeutiger Wille des Gesetzgebers, den Jugendlichen bereits für das Jahr 1960 den vollen Urlaubsanspruch in Höhe von 24 Werktagen zu sichern.

Das Urteil befremdet um so mehr, als selbst das Reichsarbeitsgericht im Jahre 1939 den Jugendlichen den vollen Urlaub für das Jahr 1938 zusprach, obwohl das „Jugendschutzgesetz“ auch erst im Laufe des Jahres 1938 in Kraft trat.

Aktion Sühnezeichen

Hat das Wort von der „unbewältigten Vergangenheit“ eigentlich einen Sinn, wenn die Jugend aufgefordert wird, die Vergangenheit zu bewältigen, die sie nicht verschuldet hat? Es gibt viele Beispiele dafür, daß die Jugend bereit ist, Verantwortung zu übernehmen, die aus der Vergangenheit erwachsen ist. Im April 1958 riefen aufrechte Männer und Frauen auf der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland einen Dienst ins Leben, der ausschließlich auf die tätige Mithilfe der Jugendlichen angewiesen ist. „Aktion Sühnezeichen“, so wurde der Dienst genannt, hat es sich zum Ziele gesetzt, in den Gebieten, die von den Deutschen im zweiten Weltkrieg zerstört wurden, freiwillige Aufbauarbeit zu leisten. Vom hohen Norden bis nach Israel spannt sich der Bogen ihrer Aktivitäten. In gut zwei Jahren haben die jungen Helfer in Norwegen ein Wirtschaftsgebäude für ein Schwachsinnigenkinderheim und eine Kirche, in Holland ein Jugendheim, in Griechenland in Serbien, das 1943 von den Deutschen das erste Mal und 1946 im Bürgerkrieg zum zweiten Mal verwüstet wurde, eine Zisterne gebaut und die Häuser der Ortschaft ausgebessert. Weitere Dienste in Holland, Frankreich und nach dem Eichmann-Prozeß auch in Israel sind bereits begonnen oder geplant. Neunzig junge Helfer haben diese Sühnezeichen unter schwierigsten Arbeitsbedingungen für nicht mehr als ein Taschengeld und Unterhalt mit einem Gesamtkostenaufwand von 700000 DM errichtet.

Nun hat sich „Aktion Sühnezeichen“ zum ersten Mal in einer großen Kundgebung in der Berliner Kongreßhalle an eine breitere Öffentlichkeit gewandt, um Unterstützung, vor allem finanzielle, für ihre weiteren Vorhaben zu erbitten. Drei Männer und eine Frau von verschiedenem politischem und religiösem Herkommen hatten sich dieser Kundgebung als Sprecher zur Verfügung gestellt. Walter Sickert, Landesbezirksvorsitzender des DGB Berlin, Professor D. Heinrich Vogel, Senator Ella Kay und der erkrankte Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Präses D. Kurt Scharf, dessen Botschaft der Initiator der „Aktion Sühnezeichen“ Präses D. Lothar Kreyszig, Magdeburg, verlas, bekannten sich zur „Aktion Sühnezeichen“.

Das Opfer der Schicksalsgenossen aus den KZ dürfe nicht vergebens gewesen sein. Das Morden der Vergangenheit, das noch heute, zum Beispiel in Hiroshima, täglich seine Opfer fordere, dürfe sich nicht wiederholen. Wir sollten immer eingedenk sein, daß mit der Bestrafung Eichmanns das Kapitel der Endlösung nicht abgeschlossen sei. Auch die atomare Aufrüstung sei ein Spiel mit einer Endlösung. „Aktion Sühnezeichen“ ist eine Bitte um Vergebung für das ganze Volk, und deshalb riefen die vier Redner zu einem materiellen Geldopfer derjenigen auf, die nicht persönlich an den Aufbauwerken mitwirken können.

Zum Abschluß wurden Filme und Fotos über die Arbeit der Gruppen gezeigt, neben die Ausschnitte aus Wochenschauen des letzten Krieges gestellt wurden, begleitet von der Stimme Hitlers, der die Jugend zu dem Zerstörungswerk aufrief. Die heutige Jugend zieht aus, um es wiedergutzumachen.

Annemarie Zimmermann

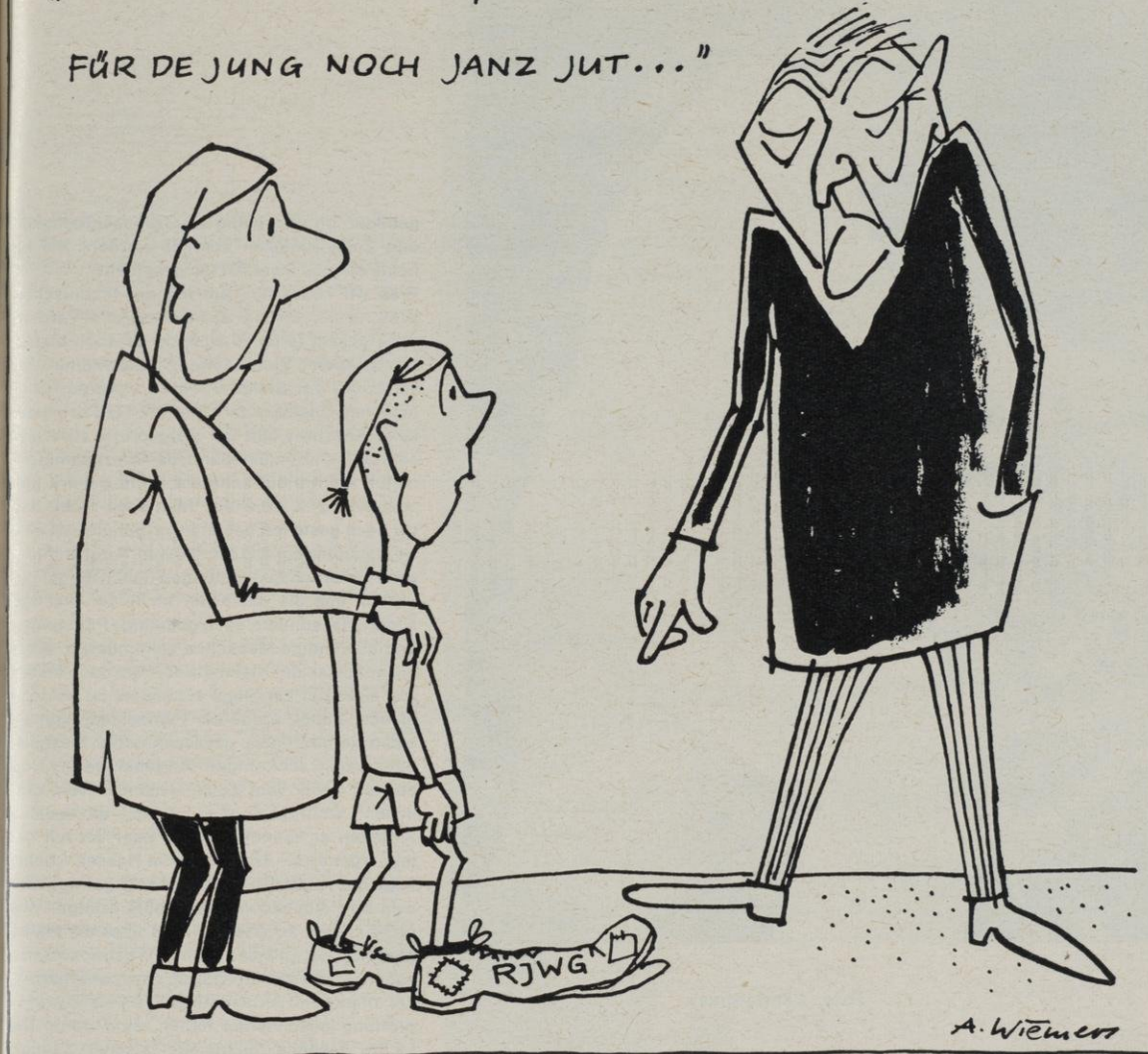
Diplomatische Beziehungen zu Israel

Fünfzehn führende Vertreter der deutschen Gewerkschaftsjugend, die sich kürzlich auf Einladung des israelischen Gewerkschaftsbundes Histadruth vier Wochen lang in Israel aufgehalten hatten, bedauerten auf einer Zusammenkunft einmütig, daß immer noch keine diplomatischen Beziehungen zwischen Israel und der Bundesrepublik bestehen.

Schon vor Jahren hat der DGB-Bundesvorstand es gegenüber der Bundesregierung als sehr erwünscht bezeichnet, wenn diese baldigst entsprechende Schritte zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Israel einleiten würde. Auf Grund der Erfahrungen und Erlebnisse der ersten Gewerkschaftsjugenddelegation der Bundesrepublik in diesem Lande weist der Deutsche Gewerkschaftsbund erneut auf die Dringlichkeit dieses Anliegens hin.

„WAT WOLLEN SE DENN; ICH FIND DE SCHUH

FÜR DE JUNG NOCH JANZ JUT...“



Flickschuster am Werk

Nichts gegen die Schuster, auch wenn sie notfalls mal gezwungen sind, auf alte Schuhe einige Flicker zu setzen. Mancher Tittelbruder wäre auch heute noch vielleicht froh darum. Aber bei unserer Sache geht es nicht um Tittelbrüder, sondern um unsere Jugendlichen in der Bundesrepublik, denen die Mehrheit des Bundestages auch einige Flicker auf alte Galoschen verpassen will. Diese Galoschen waren zweifellos einmal ein Paar stattliche Schuhe, die der Reichstag im Jahre 1922 zurechtmachte, um der Jugend nach den Wirren und Schäden des ersten Weltkrieges mit seiner unheilvollen materiellen Not und der Not der Familien zu helfen. Vor allem sollte dort geholfen werden, wo erzieherische Notstände eingetreten sind und der Jugendliche nicht mehr in die Ordnung unserer Gesellschaft zurückfindet. Ja, es wurden dort bereits Ansätze für die Hilfe unserer gesamten Jugend geschaffen. Von den „lebendigen“ Jugendämtern sollte unter maßgebender Mitwirkung auch der freien Verbände in den Jugendwohlfahrtsausschüssen der Jugend geholfen werden. Nur zu einem Teil ist dies geglückt, weil die Jugendämter mangels finanzieller Mittel und Möglichkeiten alsbald gezwungen waren, sich mehr und mehr den fürsorglichen Maßnahmen zuzuwenden. Hieran hat auch der erste Flicker im Jahre 1953 nicht viel geändert, obschon die allgemeinen Jugendhilfen zu „ferneren“ Pflichtaufgaben erklärt wurden. Eher schon halfen der Bundesjugendplan, die Landesjugendpläne und die offenen Schatullen einiger Stadtkämmerer. Es wurde offensichtlich, daß die Schuhe inzwischen rissig geworden waren. Sämtliche Jugendverbände, der Deutsche Bundesjugendring, die Gewerkschaften und alle Fachleute aus dem Bereich der Jugendhilfe sind sich längst einig, daß das geflickte RJWG für unsere Zeit nicht mehr ausreicht und deshalb ein umfassendes Jugendhilfegesetz geschaffen werden sollte, das den heutigen Erfordernissen Rechnung trägt und in erster Linie ausreichende Hilfen für die gesamte Jugend vorsieht. Allen Jugendlichen sollten gleiche Bildungsmöglichkeiten durch ein einheitliches System von Ausbildungsbeihilfen gegeben werden. Der Jugendliche und seine Eltern sollten nicht als Almosenempfänger erscheinen, vielmehr durch das Gesetz ein Anrecht

auf Hilfe erhalten. Die Finanzierung sollte gesichert werden, denn wenn kein Geld vorhanden ist, nutzen auch die schönsten gesetzlichen Bestimmungen nichts. Aber die guten Wünsche und die ebenso guten Vorarbeiten wurden in den Wind geschlagen. Die Arbeit an den neuen Schuhen wurde eingestellt, und die schiefgelaufenen Galoschen wurden mit einigen weiteren Flicker versehen – als Novelle des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes von der Bundesregierung vorgestellt. Das Schlimmste aber: Die Mehrheit des jetzigen Bundestages will unserer Jugend diese alten Galoschen noch vor den Neuwahlen andrehen. Dabei wurden nicht einmal die schlimmsten Löcher geflickt, denn kein Wort mehr von einheitlichen Ausbildungshilfen, der Finanzierung und dem Rechtsanspruch des Jugendlichen. Im Gegenteil! Eine weitere Zersplitterung des Jugendhilfebereichs wurde geradezu heraufbeschworen. Wenn das keine nassen Füße gibt? Bei alledem wurden die Absätze der Galoschen noch bewußt schief geschnitten durch ein übertriebenes Vorrangprinzip der freien Verbände, das es den Gemeinden untersagen soll, eigene Maßnahmen durchzuführen, sofern freie Verbände mit entsprechender finanzieller Unterstützung der Gemeinden natürlich dies selbst zu tun wünschen. Das Motto lautet also: Alle Macht den freien Verbänden. Was wunder, daß die Opposition ruft: „Alle Macht dem Staat!“ Wird dieses Gesetz angenommen, dann wird dieser leidige Streit bestimmt bis in das kleinste Jugendamt getragen und eine vertrauensvolle Zusammenarbeit, die gerade in der Jugendhilfe so dringend notwendig ist, in vielen Fällen zerstört werden. So war es dringend notwendig, daß sich der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes an die Fraktionen und die Mitglieder der zuständigen Bundestagsausschüsse gewandt hat mit der Forderung, keine halben und einseitigen Lösungen zu schaffen, sondern im neuen Bundestag an die Aufgaben eines neuen umfassenden Jugendhilfegesetzes zu gehen. Auch wir können nur sagen: Werft die alten Galoschen auf den Abfallhaufen und gebt der Jugend ein Paar neue Schuhe, die passen, aber bitte nicht mit schief geschnittenen Absätzen.

Felix Kempf

An einem Abend in Bremen

Die politische Arbeitsgemeinschaft an der Volkshochschule in Bremen will an drei Abenden im Zusammenhang mit dem Eichmann-Prozeß zur Meinungsbildung und Urteilsklärung über die Ereignisse von 1933 bis 1945 beitragen. Unsere Mitarbeiterin berichtet über den ersten Abend und die Folgen eines Berichts, den sie in den „Bremer Nachrichten“ veröffentlichte.

Der wegen seiner Toleranz und Aufrichtigkeit in Bremen hochgeachtete jüdische Bürger Plaut versicherte seinen Zuhörern eingangs, er stehe nicht als Ankläger vor ihnen, sondern er wolle mit ihnen nach Wegen suchen, die eine Wiederholung der Ungeheuerlichkeiten unmöglich mache. An die Jugend wandte sich Plaut vor allem.

Es blieb zunächst ruhig und sachlich. Das Unglück des Abends begann mit dem Wort Antisemitismus. Es mutet wie eine Groteske an, daß ein Diskussionssprecher, dessen demokratische Gesinnung außer Zweifel steht, wohl in der Annahme, er habe es mit vernünftigen Menschen zu tun, erklärte, Antisemitismus gebe es in der ganzen Welt und Dr. Plaut solle doch einmal den Grund für dieses Phänomen nennen. Plaut kam nicht weit damit, denn nun waren die Radikalen auf dem Plan, sie witterten Morgenluft. Eine Handvoll Männer nur – aber sie brachten es fertig, die Diskussion an sich zu reißen und tyrannisierten die Mehrheit der Zuhörer – und den unbeirrt geduldigen Dr. Plaut – den ganzen Abend.

Antisemitismus in der Welt – das legten sie lautstark als Rechtfertigung für die Deutschen aus und als Beweis dafür, daß die Juden sich endlich ändern müssen, wenn die Verfolgungen aufhören sollen: Eichmann immerzu, das könne ja niemand mehr hören; wenn schon Anklage, dann müßten die Engländer, Franzosen und Amerikaner, „die uns mit einem grauenhaften Krieg überzogen haben“, mit auf der Anklagebank sitzen; nicht das deutsche Volk, Hindenburg und Hugenberg hätten Hitler zur Macht verholfen; Schluß mit Prozessen, das deutsche Volk habe seine Schuld durch einen verlorenen Krieg verbüßt. Bei diesen Feststellungen bestürzte außer dem Inhalt der Ton, der eine einzige Attacke gegen den jüdischen Referenten war.

Versuche aus dem Zuhörerkreis, dem Gespräch eine Wendung zu geben, scheiterten. Gegen die stimmungsgewaltigen Schwadronen, die sich nicht scheuten, Dr. Plaut Geschichtsfälschung vorzuwerfen und die „Deutsche Soldatenzeitung“ kräftig zu verteidigen, war nicht anzukommen. Totenstille herrschte für einen Augenblick, als Dr. Plaut still fragte: „Schreiben wir 1930 oder bereits 1933?“

Nach Schluß der Veranstaltung standen erregt diskutierende Gruppen zusammen. Erschöpft, daß man Angst um ihn hatte, Dr. Plaut, der so schwer herzleidend ist, daß er seine Zeugnisaussage im Eichmann-Prozeß nur schriftlich abgeben durfte. „Ich höre nicht auf, auch denen, die mich und meine Glaubensgenossen beleidigen, die Hand hinzustrecken“, sagte er mir, „ich möchte sie zum Guten überzeugen“.

Mein Bericht erschien. Was Dr. Plaut später einen Sturm nannte, brach los. In der israelitischen Gemeinde und in Plauts Privatwohnung klingelten die Telefone sich heiß. Zahllose Anrufe ähnlichen Inhaltes: Empörung über die Vorfälle, Versicherung, es handele sich um Minderheiten, von denen jeder Anständige sich distanzieren müsse. Auch ich hatte alle Hände voll zu tun mit Telefonaten, mit Briefen. Von zwei, drei schimpfenden Ausnahmen abgesehen war der Grundton Anerkennung, Ermutigung und das glaubhafte Versprechen: „Sie haben Bundesgenossen!“ Dr. Plaut und seine Gemeinde erhielten Berge von Briefen, von Politikern, offiziellen Persönlichkeiten – und von ganz schlichten Menschen, die ungeschickt, aber klar sagten und schrieben: „Mit radikalen Elementen wollen wir nichts zu tun haben“. Über die Äußerungen von Jugendlichen und Nichtprominenten, sagt Plaut, habe er sich am meisten gefreut. Jugendliche boten sich spontan an, etwas für die Juden zu tun, um zu zeigen, daß sie sich dieser Vorfälle schämen, viele Einzelpersonen und Gruppen versicherten ihren jüdischen Mitbürgern Achtung und Sympathie. „Ich habe derartig positive Reaktionen nicht für möglich gehalten“, sagte Dr. Plaut, „es ist, als seien Zehntausende plötzlich aufgewacht“.

Inzwischen wurden in Bremen Vermutungen laut, woher der radikale Wind dieses Abends geblasen hatte: von solchen, die sich „Lichtmenschen“ nennen, öffentlich aber nie sagen, woher sie kommen. Der letzte Satz meines Berichtes lautete: „Dr. Plaut und alle, die gekommen sind, um wirklich zu arbeiten, haben während der nächsten Abende einen Anspruch darauf, vor der Belästigung durch Fanatiker, die viel vom deutschen Ansehen in der Welt faseln und dem deutschen Ansehen zugleich unbeschreiblich schaden, geschützt zu werden“.

Genau neun Tage nach dem Abend in der Bremer Staatsbibliothek, am 25. Mai, ist die Ludendorff-Bewegung in der Bundesrepublik verboten worden. Den „Lichtmenschen“ wird das Handwerk gelegt. In Bremen glaubt man, daß die Volkshochschulveranstaltung und der anschließende Sturm – jener Tropfen war, der das randvolle Faß nun endlich zum Überlaufen gebracht hat. Wo Meinungsfreiheit fortgesetzt mit Provokation verwechselt wird, wird Toleranz zur Schwäche. Die vielen Zentner von antisemitischen Druckerzeugnissen, die man am 25. Mai aus Ludendorff-Schlupfwinkeln ans Tageslicht befördert hat, beweisen, daß die Toleranz bei uns bereits bedenkliche Formen angenommen hatte.

Lilo Weinsheimer

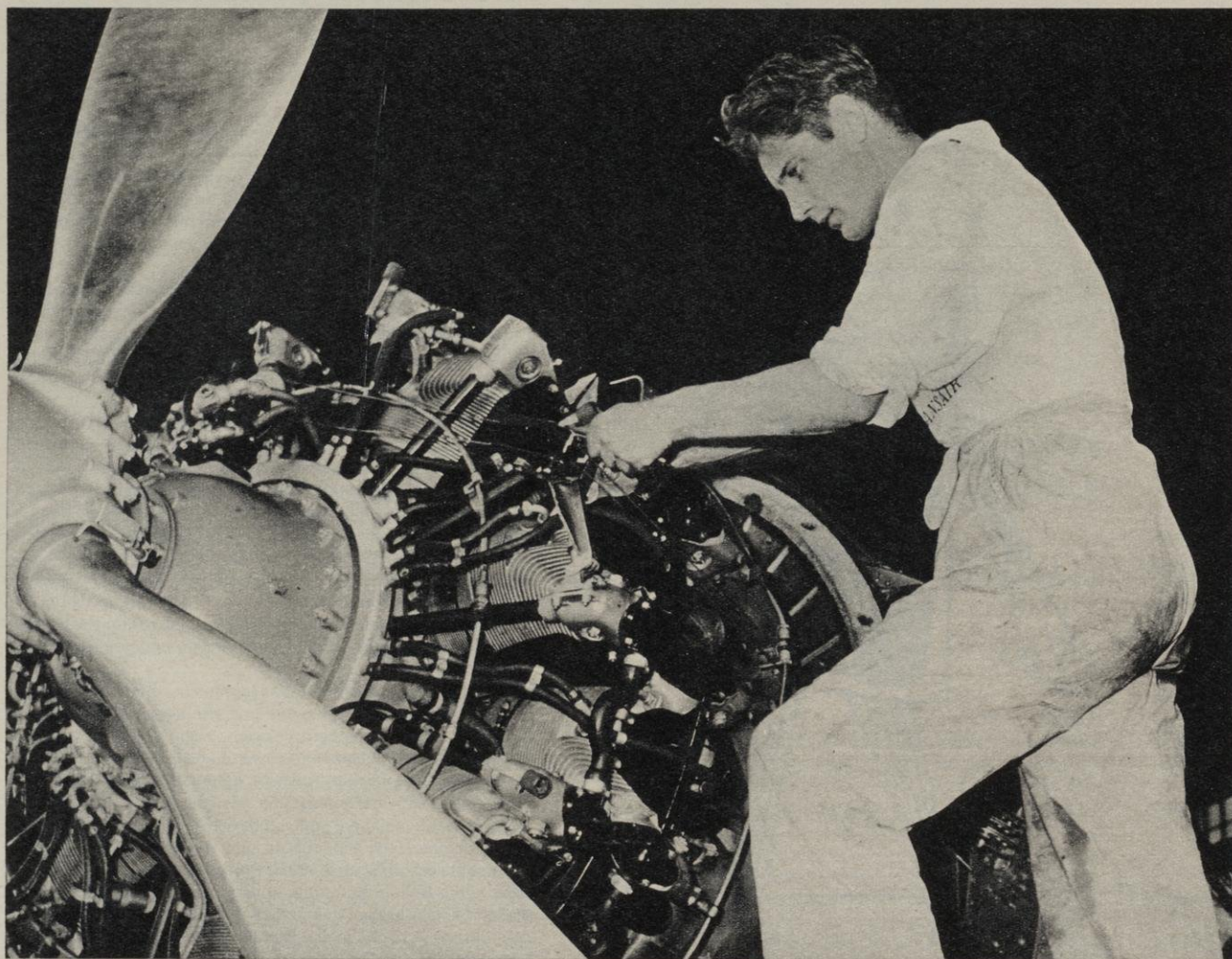


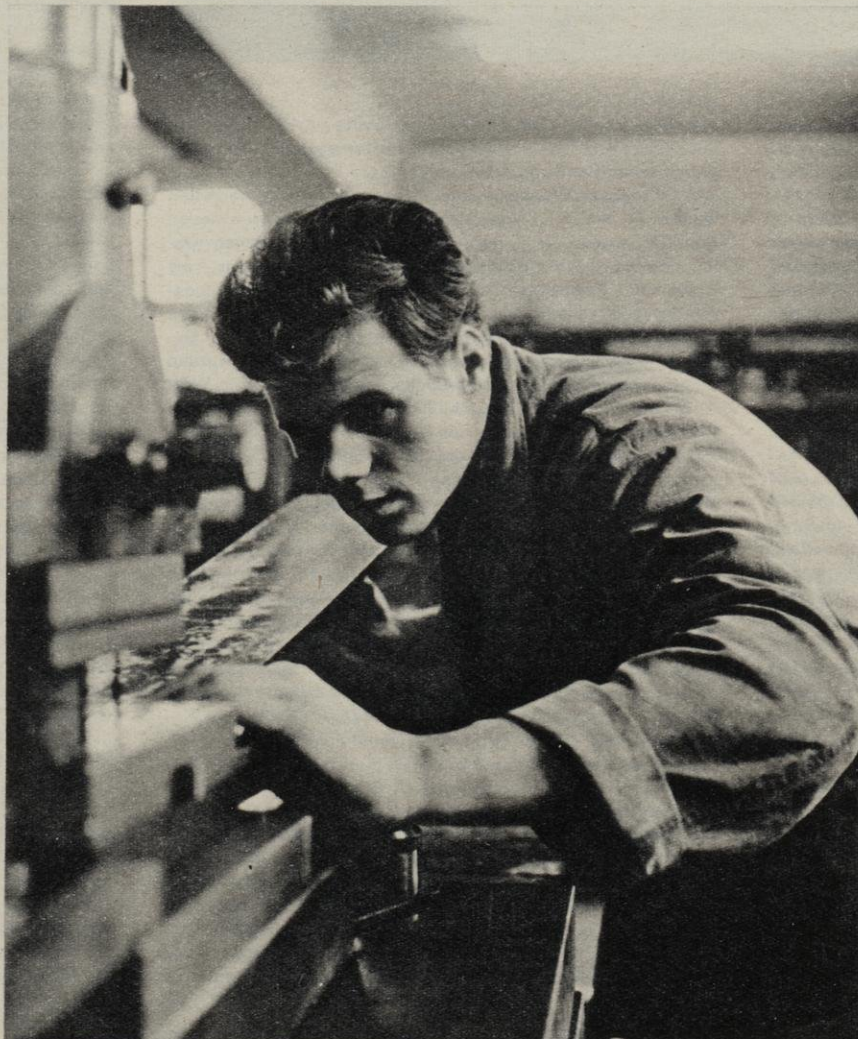
Foto: Länderpress

Die kleine Schraube und unsere Berufsausbildung

Schon dreimal hatte ich an meinem neuen kleinen Fiat die Handbremse nachziehen lassen. Dreimal hatte ich zwei Mark fünfzig bezahlt und dann nach ein paar Tagen jedesmal wieder erleben müssen, daß der Wagen rückwärts wegrollte, sobald ich den Gang herausnahm. Ich stand schon im Begriff, fluchend zu resignieren, da fand beim vierten Nachziehen ein junger Autoschlosser den Fehler: Irgendwo fehlte eine Mutter, und weil sie fehlte, lockerte sich eine Schraube, und weil die nicht festhielt, konnte die Nachzieherei nie etwas helfen.

Ich fragte den Jungen, der kaum ausgelernt haben konnte, warum seine Kollegen den Fehler nicht gefunden hätten. „Die haben nicht richtig geguckt“, antwortete er grinsend. Während er sich dann abmühte, die fehlende Mutter aufzuschrauben – was gar nicht leicht war –, habe ich aus ihm herausgefragt, wieso denn nun gerade er darauf gekommen war, an der richtigen Stelle nachzusehen. Er hatte das Glück, zwei Jahre mit einem Lehrgesellen zu arbeiten, der ihm einschärfte, bei wiederkehrenden Schäden immer zuerst nach der Ursache zu forschen. Und wenn er das Glück nicht gehabt hätte? Dann hätte vermutlich irgendwann ich das Unglück gehabt, auf einer ansteigenden Straße beim Anfahren mit einem dicht hinter mir haltenden Wagen zu karambolieren. Vielleicht wäre auch Schlimmeres passiert.

Und was könnte erst eintreten, wenn der Monteur auf dem Bild, der den Flugzeugmotor nachsieht, nicht in seiner Lehre dazu erzogen worden ist, auf jede Schraube, jedes Drahtende, jede Klemme zu achten? Sind wir uns eigentlich darüber klar, wie oft unser Leben an so einer lausigen kleinen Schraube hängt? Wären wir es, würden wir verlangen, daß Autoschlosser, Flugzeugmonteure und all die Leute, deren Beruf es ist, die technischen Einrichtungen, denen wir uns täglich anvertrauen, zu bauen und zu reparieren, so gründlich aus-



gebildet, so nachhaltig zu Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit erzogen werden, wie es heute allenfalls bei Ärzten geschieht.

Was wir heute tun, um mit der technischen Welt, in der wir alle auf Gedeih und Verderb drinstecken, fertig zu werden, ist doch blanke Hochstapelei. Vierundzwanzigtausendmal – so versichert ein Stahlwerbebüro – werde heute mancher Qualitätsstahl geprüft. Das soll wohl sein. Aber was hilft der vielgeprüfte zuverlässige Stahl, wenn der Mann, der ihn zusammennietet, -schweißt, -schraubt, nicht gelernt hat, zuverlässig zu arbeiten? Man sage nicht, das sei doch gesichert heute. In gut geleiteten Lehrwerkstätten mag das der Fall sein. Aufgeschlossene Unternehmensleitungen haben längst begriffen, daß die Ausbilder nicht nur tüchtige Fachleute, sondern auch geduldige Pädagogen und anständige Menschen sein müssen. Aber in der Masse der Kleinbetriebe, die noch immer das Gros der Lehrlinge ausbilden, ist es doch blanker Zufall, ob so ein Fünfzehnjähriger an einen vernünftigen, gewissenhaften Gesellen oder einen schludrigen Angeber gerät. Und ebenso hängt vom Zufall – nämlich vom täglichen Auftragseingang – ab, an welche Arbeiten er kommt. Vor ein paar Jahren hat man irgendwo – es war wohl in Hessen – Lehrlinge des Kraftfahrzeughandwerks gefragt, wie weit ihre Ausbildung planmäßig erfolge. Wie nicht anders zu erwarten, hat über die Hälfte geantwortet: „planlos“. Und die schönen Sätze von der väterlichen Obhut des „Lehrherrn“, die unsere Sozialromantiker in die Handwerksordnung geschrieben haben, sind doch, bei Lichte besehen, nichts als falscher Zauber. Der „Lehrherr“ von heute sitzt im Büro und telefoniert mit seinen Lieferanten, und wenn er dort nicht ist, flitzt er mit dem Auto in der Gegend herum und besucht Behörden, Kunden und Geschäftsfreunde. Die faktischen Ausbilder sind – auch das ist statistisch erwiesen – in rund zwei Drittel der kleinbetrieblichen Lehrverhältnisse die Gesellen. Die sind aber in Kleinbetrieben meistens selbst noch ziemlich jung und unerfahren. Sobald so ein Geselle nämlich in die Jahre kommt, wo er ans Heiraten denkt, sucht er sich eine Arbeit mit gutem Verdienst in der Industrie. Und so kommt es denn, daß es ein Glückszufall ist, ob einer die kleine Schraube entdeckt, die schuld ist, daß etwas nicht funktioniert.

Da kommen nun freilich die Handwerks- und die Industrie- und Handelskammern und sagen, da seien sie ja aber auch noch da, und sie paßten schon auf, daß in der Ausbildung alles richtig läuft. Zugegeben, sie haben schöne Berufsbilder und genaue Ausbildungsvorschriften erarbeitet, und wenn die überall brav eingehalten würden, wäre schon einiges erreicht. Aber werden sie es denn? Wer wie ich mit eigenen Ohren von einem Ausbildungsexperten auf einer Kammerversammlung gehört hat, achtzig von hundert Lehrlingen müßten durchfallen, wenn nach den Vorschriften geprüft würde, der kann zu dem bedruckten Papier, das die Kammern hinausschicken, kein großes Zutrauen mehr haben. Praktisch ist doch die Lehrabschlussprüfung heute die einzige Möglichkeit für die Kammern, festzustellen, was die Betriebe in der Ausbildung leisten. Aber wie läuft das denn, wenn bei einer Prüfung soundsovieler durchfallen? Da wird zusammengestellt, was die Prüflinge im Rechnen und Deutsch alles nicht gewußt haben und mit dem Finger auf die Schule gezeigt, die angeblich versagt hat. Und im übrigen wird über die Jugend räsioniert, die nichts mehr lernen will und lieber Moped fährt und Halbstarkenunfug treibt. Die Zeche bezahlt der Durchgefallene, der ein halbes Jahr Nachlehre aufgebremmt bekommt. Wie oft kommt es denn vor, daß ein Betrieb für das Versagen seiner Lehrlinge verantwortlich gemacht wird? Darüber möchten wir gern einmal genaue Zahlen erfahren!

Foto: Barbara Niggli

Zudem liegt das Kind ja im Brunnen, wenn das
Versagen erst bei der Abschlußprüfung fest-
gestellt wird. Man muß vorweg, ehe ein Betrieb
überhaupt die Erlaubnis zum Ausbilden er-
derhält, prüfen, ob er nach den Anforderungen,
die heute unerlässlich sind, dazu taugt. Wo ein
Lehrling nicht mehr an die wesentlichen
Arbeiten seines Berufes kommt, weil der Be-
trieb auf Spezialfertigung eingestellt ist, wo
keine zur Ausbildung fähigen Kräfte vor-
handen sind, da darf es keine Lehrlinge geben.
In den dann verbleibenden Lehrbetrieben muß
die Ausbildung fortlaufend kontrolliert und in
Zwischenprüfungen getestet werden.

Dazu braucht man nun freilich eine den heuti-
gen Verhältnissen entsprechende Rechts-
grundlage, ein Berufsausbildungsgesetz. Wenn
dieses Wort fällt, läuft unser Bundeswirt-
schaftsminister rot an, und alle seine Mannen
schreien „Perfektionismus“ und „Staats-
bürokratie“. Als ob es in den Kammern, die
heute die Feder auf dem Gebiet führen, keine
Perfektionisten und keine Bürokraten gebe!
Spricht man mit Leuten vom Bau unter vier
Augen über die Sache, geben sie zwar zu, daß
unser zersplittertes und veraltetes Aus-
bildungsrecht reformbedürftig ist. „Aber“
– so sagen sie –, „wenn wir ein neues Gesetz
machen, kriegen wir die Gewerkschaften in die
Ausbildung!“ Warum das so ein Unglück
wäre, vermag der Außenstehende nicht recht
einzusehen. Wenn man nichts zu verbergen
hat und alles so in Ordnung ist, wie immer be-
hauptet wird, braucht man die Gewerkschafts-
vertreter doch gar nicht zu fürchten. Oder soll-
ten doch die recht haben, die darauf hinweisen,
daß die Kammern Unternehmervertretungen
sind und an das alte Sprichwort erinnern, wo-
nach eine Krähe der andern kein Auge aus-
hackt?

Die Gewerkschaftsvertreter sollen aber keines-
wegs nur deswegen in der Berufsausbildung
mitwirken, weil man den Kammern nicht traut.
Es kommt doch darauf an, frischen Wind in die
Ausbilderei hineinzubringen, und das wird
nur gelingen, wenn man auch neue Kräfte
wirksam werden läßt. In paritätisch zusammen-
gesetzten Körperschaften gibt es nicht nur
Mißtrauen, es gibt doch auch – und das ist das
eigentlich Positive – eine Leistungskonkurrenz.
Warum taugen denn Parlamente nichts, in
denen es nur eine Partei gibt? Weil die Kon-
kurrenz fehlt, weil die Karpfen faul werden,
wenn sie allein im Teich sind. Merkwürdig
eigentlich, daß unser Wirtschaftsminister, der
sonst so viel von der Konkurrenz hält, das
nicht sieht.

Anderswo sieht man das. In Amerika sind die
Gewerkschaften der Motor bei der Verbesse-
rung der Berufsausbildung. Sie richten Fach-
schulen ein und konkurrieren auf vielfältige
Weise auf dem Gebiet mit den Unternehmern.
Auch bei uns haben die Gewerkschaften durch
den Berufsleistungsvergleich, durch die Ein-
richtungen von Übungsfirmen, durch die Or-
ganisation von „Arbeit und Leben“ und durch
viele andere Maßnahmen gezeigt, daß sie wil-
lens und fähig sind, konstruktiv am Ausbau
und an der Verbesserung unseres Ausbil-
dungswesens mitzuarbeiten. Warum sperrt
man sich dagegen? Ist man sich nicht klar
darüber, daß diese Haltung nicht nur eng-
stirnig, sondern unklug ist, weil sie nämlich
dazu führen muß, die Berufsausbildung in den
Augen der Arbeitnehmer verdächtig zu
machen? Daß es den Gewerkschaften ja
durchaus nicht nur um mehr Macht geht, be-
weisen sie eindeutig damit, daß sie auch die
gesetzliche Mitwirkung der Berufsschullehrer
in den Gremien, die künftig die Berufsausbil-
dung steuern und kontrollieren sollen, fordern.
Das alles liegt auf der Linie der Entwicklung,
und es ist noch nie gut gegangen, wenn man
versucht hat, sich gegen das geschichtlich
Notwendige zu stemmen.



URLAUB FÜR DIE FAMILIE



**Und wenn mich am Tag die Ferne blauer Berge sehulich zieht,
nachts das Übermaß der Sterne prächtig mir zu Häupten glüht,
alle Tag und alle Nächte rühm ich so des Menschen Los;
denkt er immer sich ins Rechte, ist er ewig schön und groß.**

6. Jugendtag der Deutschen Postgewerkschaft in Berlin



Westberlins Jugendsenatorin Ella Kay



Carl Stenger, der Boß der Deutschen Postgewerkschaft

Der 6. Jugendtag der Deutschen Postgewerkschaft, zu dem 89 Delegierte aus der Bundesrepublik gewählt waren, stand zu Beginn etwas unter dem Eindruck des Todes von Jakob Kaiser, dessen Wirken Albert Stegmüller in guten Worten schilderte und ihn wegen seiner Überzeugungstreue und seiner auch unter der Naziherrschaft bewiesenen Tapferkeit als Vorbild für die Jugend darstellte.

Eine Reihe Ehrengäste, darunter die Jugendsenatorin Westberlins, Ella Kay, die die Vertreter der Jugend herzlich willkommen hieß und ein Bild davon gab, was Westberlin für seine Jugend tut, fast der gesamte Vorstand der Deutschen Postgewerkschaft, der Bundesvorstand des DGB, in dessen Namen Edmund Duda herzliche Grüße überbrachte, wünschten dem Jugendtag ein gutes Gelingen. Mit Empörung nahmen die jungen Delegierten zur Kenntnis, daß das Bundespostministerium, trotz dringlicher Einladung, keinen Vertreter entsandt hatte. Sie empfanden es als eine Brückierung, die es auch war, wenn man sich vor Augen hält, daß von den rund 40000 jungen Menschen unter 21 Jahren rund 33000 der Deutschen Postgewerkschaft angehören. Schon diese Zahl zeigt die gute organisatorische Arbeit, die von den jungen Funktionären dieser Gewerkschaft geleistet wurde. Ziel ist:

Alle jungen Menschen, die bei der Bundespost arbeiten, in die Deutsche Postgewerkschaft. Der 2. Vorsitzende der Gewerkschaft, Josef Distel, hielt zur Einleitung des Jugendtages einen Vortrag über das Thema: „Sozialer Rechtsstaat – Inhalt – Erfahrungen“, der einen großen Beifall aufgenommen wurde. Distel sagte u. a., eine gerechte Staatsgemeinschaft könne nur bestehen, wenn die Machtträger in der Ausübung der Macht beschränkt seien. Unkontrollierte Macht sei ihrem Wesen nach böse und wirke sich, wie die Erfahrung beweise, immer zum Schaden des ganzen Volkes aus. Ein Blick in die nahe Zone zeige einen Machtmißbrauch sondergleichen. Wenn gleich die Rechtsstaatlichkeit im Grundgesetz stärker ausgeprägt sei als die Sozialstaatlichkeit müsse das Bekenntnis zum Sozialstaat allen staatlichen Gewalten verpflichten. Sozialstaatlichkeit bedeute nach der jetzigen Formulierung des Grundgesetzes nicht den Versorgungszustand, aber notwendig sei die Daseinsvorsorge des Staates, wozu nicht zuletzt die Verhütung wirtschaftlicher Vormachtstellungen, eine gut funktionierende Wettbewerbsordnung und eine gerechte Vermögensverteilung gehöre. Mit größter Entschiedenheit wandte sich Distel dagegen, die Tätigkeit der Gewerkschaften durch ein besonderes Gesetz zu regeln. Es sei eine der wesentlichen Aufgaben der Gewerkschaften, dafür zu sorgen, daß die





Jugendsekretär Albert Stegmüller



Josef Distel hielt ein grundlegendes Referat



Hans Busch gab den Bericht über die geleistete Arbeit



durch das Grundgesetz gewährleisteten Freiheitsrechte nicht geschmälert würden. Die beabsichtigte Regelung eines Notstandes durch Bundesgesetz lasse erkennen, daß mit Hilfe einer Grundgesetzänderung die Exekutive zu sehr weitgehenden Maßnahmen ermächtigt werden solle, ohne gleichzeitig einer ausreichenden Kontrolle unterworfen zu sein. Josef Distel schloß seine Worte mit einem Appell an die Jugend, diesen Staat gegen alle Versuche, die Freiheit der Staatsbürger zu beschränken, zu schützen und sich auch unter Opfern für ihn einzusetzen. Nur dann könnten Freiheit und Recht gesichert werden, die die Grundlagen unseres Staates bilden.

Aus dem Geschäftsbericht, den Hans Busch wortgewandt erläuterte, ging hervor, daß sich in der Berichtszeit nicht nur die Zahl der jungen Mitglieder erweitert hat, eine umfassende Bildungsarbeit geleistet, sondern auch zahlreiche Verbesserungen der jungen Menschen, die bei der Bundespost arbeiten, durchgesetzt wurden. Längst noch nicht genug, aber der Kampf um weitere Verbesserungen gehe weiter.

Die Diskussion zum Geschäftsbericht und zu den weit über 100 Anträgen, die den fehlenden Vertretern des Bundespostministeriums gezeigt hätten, was diese Jugend noch an be-

rechtigten Forderungen vorzubringen hat, war entschieden und bestimmt, wo Gegensätze auftauchten, die die eigene Organisation betrafen, wurden sie freundschaftlich geklärt. Verkürzung der Arbeitszeit auf 40 Stunden und mehr Urlaub für das über 18 Jahre alte Personal und kostenlose Stellung von Dienstkleidung waren einige der Forderungen, die lebhaft diskutiert wurden.

Fast selbstverständlich war es bei dieser Jugend, daß sie sich gegen das atomare Wettrennen in Ost und West aussprach, auch darin ist sie sich einig mit allen Freunden des Friedens und der Freiheit. Darüber hinaus wurde ein Treffen aller jungen Atomwaffengegner an einem zentralen Ort der Bundesrepublik gefordert. Es war eine gut geschulte Jugend, die in Berlin ihre Forderungen energisch und selbstbewußt vertrat. Daß sie ihre Frische, ihren Mut und ihre Fairneß und Entschiedenheit behält, wenn sie, der Jugend entwachsen, in die Arbeit der älteren Kollegen eintritt, ist ihr zu wünschen. Und nicht nur ihr, sondern auch unserem Staat, dem sie einmal ein freies und gerechtes Antlitz zu geben hat.

Hadobu



Kinder der Tropen

Ein Reisebericht aus Brasilien von Augustin Souchy

Friedlich und freundschaftlich marschieren die Männer der verschiedensten Rassen einträchtig gemeinsam zu Arbeitsplatz. Auch bei der Arbeit zeigt sich deutlich, dass einfach der Tüchtigere bevorzugt wird, und somit auch Menschen dunkler Hautfarbe alle Berufe uneingeschränkt offenstehen.





Fotos: Jack Metzger

Der Schwarze ist in Brasilien weder überheblich noch fühlt er sich zurückgesetzt. Er ist einfach Brasilianer. - Dieser Zuschauer mit dem kleinen Radio, das einen bescheidenen Wohlstand anzeigt, fühlt sich ganz offensichtlich seinem weißen Bruder gegenüber gleichberechtigt.

Das Gesetz ist ein Netz mit Maschen, engen und weiten; durch die weiten schlüpfen die Gescheiten, und in den engen bleiben die Dummen hängen." Dieser Vers Justus Freys kam mir in Erinnerung, als mich der indische Führer bei Fos de Iguassu über den Paranástrom von Paraguay nach Brasilien brachte. Während meiner 20000 Kilometer langen Landreisen auf dem amerikanischen Kontinent, die in Kalifornien begannen, mich mehrmals vom Stillen zum Atlantischen Ozean brachten und dann immer weiter südlich durch die tropischen Niederungen Mittelamerikas über den Äquator und die kahlen Höhenzüge der eisigen Anden bis nach dem rauhen Südpatagonien in Argentinien und nach Südchile führten, hatte ich allmählich gelernt, durch die weiten Maschen der rigorosen Ein- und Ausreisebestimmungen von zwanzig Staaten hindurchzuschlüpfen. Es war mir daher nicht unbekannt, daß es an der östlichen Stelle des durch den Dschungel von der modernen Zivilisation getrennten Ufers des Paranástromes keine Paßkontrolle gab.

Die Mestizen aus dem nahen Steinbruch, die mir behilflich waren, mein Gepäck die Böschung hinaufzutragen, erzählten mir freimütig, daß sie sich glücklich schätzten, in Brasilien Arbeit gefunden zu haben, wo sie außer Kost und Logis noch 150 Cruzeiros, also fast einen ganzen Dollar, Tagelohn verdienen. Es gebe, so sagten sie, alle Tage Fleisch zu essen, und dazu komme noch die kostenlose ärztliche Behandlung im Krankheitsfall, und nach fünf- bis zwanzig Jahren Arbeit kann man in diesem gesegneten Brasilianerlande sogar „jubilieren“ werden, d.h. in den Genuß einer bescheidenen Altersrente kommen. Das alles gibt es nicht in ihrem Heimatland Paraguay, jenseits des Stromes.

Dieser schätzenswerten Vergünstigungen erfreuen sich freilich nicht die Wanderarbeiter, die nach Brasilien kommen, um bei der Kaffeeernte zu helfen. Sie haben weder Kranken- noch Altersversicherung. Auch die Ureinwohner in den unerschlossenen Gebieten des Mato Grosso und des Amazonasstromes

wissen nichts von dem Segen und dem Fluch der modernen Zivilisation. Sie leben wie Adam und Eva vor dem Sündenfall ohne Vaterrecht und ohne Privateigentum in ihrem primitiven Paradies, aus dem sie selbst die weißen Eindringlinge bisher nicht vertrieben haben. Als ich in Londrina das dunkelfarbige Dienstmädchen meines Freundes Luccas fragte, ob sie lesen könne, sah sie mich erstaunt an und stellte die Gegenfrage, wie ich ihr so etwas zumuten könne! In ihrem Dorf im Staate Goiás verstehe sich niemand auf die geheimnisvollen Teufelskünste der Weißen.

In den Südstaaten Brasiliens liegen die Dinge freilich anders. Der Staat São Paulo ist so stark industrialisiert, daß man ihn eigentlich nicht mehr als unterentwickeltes Gebiet bezeichnen kann. Dort reitet der Fortschritt auf dem beschwingten Pegasus. Die Brasilianer sind stolz darauf und erklären dem Fremden, daß es im Jahre 2000 drei Großmächte geben werde: die USA, die UdSSR und ihr eigenes Land. Ihre Hoffnung gründet sich nicht nur auf das rasende Tempo ihrer industriellen Entwicklung, sondern auch auf die riesige Ausdehnung eines Landes von der Größe Europas, auf die reichen Bodenschätze und auf die rasche Bevölkerungszunahme, die bis zum Ausgang des Jahrhunderts von den heutigen 65 Millionen auf wenigstens 100 Millionen steigen werde.

Im Staate São Paulo geht es in der Tat rasch vorwärts. „Hier produzieren wir alles, von der schwäbischen Kuckucksuhr bis zum englischen Penizillin“, sagte stolz Freund Luccas. Im Gebiete von São Paulo, das die Größe der Bundesrepublik, aber nur 12 Millionen Einwohner hat, befinden sich die größten Kaffeepflanzungen der Welt. São Paulo exportierte im vergangenen Jahr 14 Millionen Sack Kaffee von je 60 Kilo. In vergangenen Zeiten hatte man den unverkäuflichen Kaffee ins Meer versenkt, um die Preise zu halten. Heute macht man das nicht mehr. Der Staat kauft den Farmern die ganze Ernte ab und bezahlt sie mit Landesvaluta. Die Pflanzler kommen zu Geld und kaufen Industriewaren. Das führt freilich zur Inflation, doch der

wirtschaftliche Kreislauf nimmt seinen Fortgang. Der Reichtum des Landes ermöglicht es, die Inflationskrisen ohne größere Schäden zu überwinden.

Im Industriegebiet des Staates São Paulo gibt es nicht weniger als 53000 Industriebetriebe aller Art und Größen; hier wurde auch 1957 der erste Atommeiler des lateinamerikanischen Kontinents aufgestellt. Ausländischen Firmen werden in Brasilien keinerlei gesetzliche Hindernisse in den Weg gelegt, und dank dieser anfänglichen Hilfe von außen nähert sich das Land immer mehr dem Zeitpunkt, an dem es industriell auf eigenen Füßen stehen kann. Man hat bereits mit dem Export von Industrieprodukten begonnen. Den größten Beitrag zur Industrialisierung des Landes haben die Nordamerikaner geleistet. Privatfirmen der Vereinigten Staaten haben 1300 Millionen Dollar investiert, und staatliche Stellen der USA haben noch einmal den gleichen Betrag geliehen. An zweiter Stelle steht die Bundesrepublik mit 450 Millionen DM.

Ich habe die neuen Fabrikanlagen der Mercedes Benz und der Volkswagenwerke in São Paulo besichtigt. Man erklärte mir in beiden Werken, daß etwa 80 v.H. der Produktion „nationalisiert“ seien. Das bedeutet im brasilianischen Sprachgebrauch, daß die Bestandteile der Wagen zu diesem Hundertsatz im Lande selbst hergestellt werden. Die Betriebshallen und Werkstätten unterscheiden sich von denen in Deutschland hauptsächlich darin, daß die Maschinen von weißen, schwarzen und braunen Arbeitskräften bedient werden. Die Brasilianer polnischer, italienischer, portugiesischer, afrikanischer oder auch japanischer Abstammung sind, nach den Angaben der deutschen Techniker, bei der Handhabung der Maschinen geschickt und verlässlich. Die ersten Vorarbeiter und Meister, das technische Personal und die Aufsichtspersonen sind Deutsche.

Das Volkswagenwerk hat für die Belegschaft einen Konsumverein eingerichtet, der von dem deutschen Nationalökonom



Leonardo da Vinci erfand den Fallschirm

Der „Rettungsring der Luft“ wird 500 Jahre alt

1804: Erster Absprung in Deutschland

meinem Gesprächspartner die Frage, ob er nicht deutscher Abstammung sei. „Natürlich“, rief der blonde, hochaufgeschossene Jüngling erfreut auf deutsch aus. „Meine Großeltern kamen aus Westfalen. Meine in Brasilien geborene Mutter kann nicht portugiesisch sprechen. Wir haben eine Gastwirtschaft in Blumenau, wo alles deutsch spricht. Kommen Sie uns doch mal besuchen!“ Darauf erzählte mir der Deutsch-Brasilianer, daß er bei der Präsidentschutzwache diene, deren 400 Mann über 1,75 Meter groß sein müssen und meist aus dem Staate Santa Catarina stammen. In der Kaserne sprechen fast alle neben portugiesisch auch deutsch.

Die Gewerkschaften

Die Gewerkschaften Brasiliens haben eine stürmische Geschichte. Zu Anfang des Jahrhunderts waren sie anarchosyndikalistisch, in den zwanziger Jahren aber wurde der kommunistische Einfluß recht groß. Die traditionellen Herrscherklassen der Militärs und Großgrundbesitzer reagierten auf die bolschewistische Gefahr mit einer Militärdiktatur. Präsident Getulio Vargas führte nach Mussolinis Vorbild eine korporativistische Gesetzgebung durch. Das 1931 erlassene Gesetz „zum Schutze der Arbeiter“, das die Gewerkschaften der Staatskontrolle unterstellte, ist heute noch in Kraft. Es bestimmt, daß jeder Arbeiter einen Tagelohn pro Jahr an den Staat als Gewerkschaftsteuer abführen muß. Diese Steuer wird vom Lohn abgezogen und vom Arbeitgeber bei der Staatsbank eingezahlt. Von diesem Fonds wird den Gewerkschaften ein Teil für Bildungsaufgaben, hauptsächlich für Abend-schulen zur Alphabetisierung der Mitglieder, die nicht lesen und schreiben können, zur Verfügung gestellt.

Die Kontrolle der Regierung über die Arbeiterorganisationen geht sehr weit. Will eine Gruppe von Arbeitern eine Gewerkschaft gründen, dann muß sie beim Arbeitsministerium einen Antrag stellen. Sie erhält die von der Regierung ausgearbeiteten Statuten im Vordruck. Ein Regierungsvertreter überwacht die Gründungsversammlung. Die Regierung hat bei der Wahl von ihr nicht genehmen Vorstandsmitgliedern das Veto-recht und kann ihre eigenen Vertrauensleute an die Spitze von Gewerkschaften setzen. Diese staatliche Bevormundung hatte die Korruption der Gewerkschaftsbewegung zur Folge, die aus-merzen große Schwierigkeiten bereitet.

Die Kollektivverträge werden von staatlichen Schlichtungsaus-schüssen unter Vorsitz eines Regierungsbeamten abgeschlos-sen. Streiks dürfen ohne Genehmigung des Arbeitsministe-riums nicht beschlossen werden. Die Arbeiter streiken aber trotzdem, auch ohne Regierungserlaubnis! Wilde Streiks ge-hören zur Tagesordnung. Vor nicht allzu langer Zeit erreichte die Gewerkschaft des Personals der Luftfahrtgesellschaften durch einen solchen Streik eine Lohnerhöhung von 25 v. H. Als die Straßenbahner von São Paulo höhere Löhne forderten, um die Preiserhöhungen auszugleichen, erklärte der Präsident der Republik den Streik als illegal, während der Vizepräsident das Streikrecht der Arbeiter verteidigte. Das war ein typischer Fall für die Elastizität des Gesetzes, dessen Maschen vom ersten Mann der Regierung eingeengt und von seinem Stellvertreter ausgeweitet wurden.

Das brasilianische Gewerkschaftsgesetz erlaubt die Bildung von Industriegewerkschaften, läßt aber nicht die Gründung eines alle Industrieverbände zusammenfassenden Gewerk-schaftsbundes zu. Der Anschluß der Industriegewerkschaften an eine internationale Industrieföderation ist nur mit der Ge-nehmigung der Regierung erlaubt. Einige Industriegewerk-schaften haben sich ihren respektiven internationalen Organi-sationen des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften angeschlossen. Neben kommunistischen Weltgewerkschafts-bund und seinen Nebenorganisationen gehört keine brasilia-nische Gewerkschaft an. Die kommunistische Partei ist in Brasilien verboten. Das hindert freilich die brasilianischen Kommunisten nicht, auf internationalen Tagungen im Namen der Arbeiterschaft Brasiliens aufzutreten.

Brasilien ist ein katholisches Land. In der Industriegewerk-schaft Metall zu Rio de Janeiro hängt über dem Vorstandstisch im Sitzungssaal ein großes Kreuzifix. Als ich das riesige Reli-gionssymbol nachdenklich betrachtete, sagte mir der Gewerk-schaftssekretär:

„Unsere Gewerkschaft ist politisch und religiös neutral. Doch unsere Mitglieder sind Katholiken. Bei uns finden Sie Gegen-sätze auf Schritt und Tritt. Wir haben den Kommunismus über-wunden. Jetzt wollen wir uns die Modernisierung unserer Arbeitgebergesetzgebung erkämpfen. Wenn uns das gelingt, dann ist der Weg frei für neue Erfolge. Der Fortschritt vollzieht sich bei uns sprunghaft. Vergessen Sie nicht: Wir sind Kinder der Tropen!“

Kinos, italienische Weinlokale und deutsche Bier- und Konzert-hallen. Chamisso's Worte: „Das sind dieselben Töpfe“ und Krüge, oft an der Heimat Born gefüllt; wenn am Missouri alles schwiege, sie malten euch der Heimat Bild“, gelten dem Sinne nach auch heute noch.

Der Süden dieses reichen und schönen Landes verdankt seinen wirtschaftlichen Aufstieg hauptsächlich italienischen und deutschen Einwanderern. Als ich mich über das Genossen-schaftswesen unter den Bauern erkundigte, wies man mich im Landwirtschaftsministerium auf die deutschen, japanischen und italienischen Genossenschaften im Süden Brasiliens hin und drückte mir einen gedruckten Bericht über die „Caixas Rurais Tipo Raiffeisen“ in die Hand. Die Raiffeisenvereine sind von den deutschen Siedlern bis nach Rio Grande do Sul ver-pflanzt worden. In São Paulo gibt es eine deutsche Tages-zeitung, und auch die deutschen Juden geben eine besondere Zeitschrift heraus. Das Hans-Staden-Institut stellt sich die Aufgabe, die deutsche Sprache und das deutsche Kulturgut unter den Einwanderern zu erhalten.

In Rio de Janeiro hatte ich eine merkwürdige Begegnung. An einer Autobushaltestelle bat mich ein Soldat in brasilianischer Uniform in der Landessprache um eine Auskunft. Ich stellte

Prof. Salomon organisiert wurde. In dieser Genossenschaft können die Betriebsangehörigen alles, vom Kochtopf und Schuhwerk bis zum Rundfunkgerät und Kinderwagen um 30 v. H. billiger kaufen als im Privatladen. In der Kantine wird für das Essen ein Drittel des Restaurantpreises bezahlt. Man hat auch mit dem Bau von Werkswohnungen begonnen. Hier wird, unter Palmen und Bananenstauden, das Werk der Sozialpolitik fort-gesetzt, das im 16. Jahrhundert der Patrizier Fugger in Augs-burg begonnen hatte.

Doch nicht nur die Deutschen, auch die Amerikaner und an-dere ausländische Firmen befehligen sich, die moderne So-zialpolitik durchzuführen. Die ausländischen Großunterneh-mungen haben auch Betriebskrankenkassen, die von den Arbeitern sehr geschätzt werden, da es keine Allgemeine Orts-krankenkasse gibt. Der Kapitalismus von 1960 ist nicht mehr der gleiche wie in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Stadt São Paulo ist mit ihren 3,5 Millionen Einwohnern das südamerika-nische Wirtschaftswunder. Nach den Berechnungen der Stati-stiker wird die Einwohnerzahl im Jahre 1965 auf 5 Millionen an-gestiegen sein. São Paulo ist das Chikago des Südens. Ein Wolkenkratzer schießt neben dem andern auf dem hügeligen Weichbild der Stadt empor. São Paulos Flugplatz ist der dritt-größte der Erde. Hier besteigt man seinen „Flugautobus“ wie

anderswo eine Straßenbahn ohne vorherige Buchung. Der Ver-kehr auf der Luftbrücke nach Rio de Janeiro ist intensiver als der zwischen London und Paris. São Paulo ist auch ein be-deutendes Kunstzentrum. Seine Biennale ist jedes zweite Jahr das größte Kunstereignis in Lateinamerika und eines der größ-ten der Welt. In dem hektischen Getriebe dieser einzigartigen Großstadt am Rande der Tropen setzt man sich nicht ins Café, wie etwa im aztekischen Mexiko, sondern trinkt seinen schwar-zen, starken und süßen „cafézinho“ an der Stehbar, denn hier ist Zeit Geld.

Schmelztiegel der Rassen

Brasilien ist mit 60 v. H. weißer und 40 v. H. farbiger Bevölkerung ein Schmelztiegel aller Rassen und Nationalitäten. Früher hieß es, Brasilien sei das Paradies der Weißen, das Fegefeuer der Mulatten und die Hölle der Schwarzen. Dieses Wort gilt heute nicht mehr. Die Menschen aller Hautfarben leben friedlich und gut nachbarlich nebeneinander und auch miteinander. Die Gesetzgebung sieht für die geringste Rassendiskriminierung strenge Strafen vor. Als während des II. Weltkrieges ein Ge-schäftsmann eine Verkäuferin suchte und ausdrücklich be-tonte, daß nur eine weiße Person in Frage käme, wurde ihm von

Wie überall in der Schule setzen sich auch in Brasilien die Freundinnen gern zusammen auf dieselbe Schulbank, und da Kinder - ohne den Einfluß der Erwach-senen - ohnehin keine Rücksicht auf die Hautfarbe neh-men, zeigt sich dieses nachahmenswerte Bild: Chinesinnen, Japanerinnen, Negerinnen, Weiße versuchen gemeinsam ihr Problem zu meistern: die üblichen Schulprobleme . . .

der aufgetragenen Bevölkerung das Schaufenster eingeschla-gen. Doch die Sklavengesetze gegen die Neger sind in Brasi-lien erst im Jahre 1888 aufgehoben worden. Darauf mag es unter anderem zurückzuführen sein, daß die Schwarzen im Grunde genommen immer noch die unterste Klasse geblieben sind, die schlecht bezahlte und schwere Arbeiten verrichten und auch beim unteren Dienstpersonal, besonders bei den Hausangestellten, das größte Kontingent stellen.

Die europäischen und asiatischen Einwanderer haben im Her-zen ihre alte Heimat mitgebracht. São Paulo hat japanische

An dieser Stelle, Richter in Israel, an der ich vor Sie trete, um die Anklage gegen Adolf Eichmann zu führen, stehe ich nicht allein. Mit mir treten zu dieser Stunde sechs Millionen Kläger auf. Aber sie vermögen nicht, sich zu erheben. Sie können keinen drohenden Finger ausstrecken und gegen den, der da sitzt, ausrufen: Ich klage an! Denn ihre Asche liegt verstreut auf den Hügeln von Auschwitz, auf den Feldern Treblinkas, ausgeschüttet in Polens Flüsse. Ihre Gräber sind verteilt über alle Länder Europas. Ihr Blut schreit, aber ihre Stimme verstummt. Darum werde ich ihr Mund sein und in ihrem Namen die furchtbare Anklage erheben." So begann der Generalstaatsanwalt seine Eröffnungsrede der Anklage gegen Adolf Eichmann, den Organisator der „Endlösung der Judenfrage“. Und damit trat auch der Prozeß vor dem Jerusalemer Gericht in seine entscheidende Phase. Weggewischt waren alle rechtstheoretischen Erörterungen, alle formaljuristischen Bedenken, und zur Sprache kamen nur noch die Schandtaten, deren sich Eichmann und seine

Helfer im Dritten Reich schuldig machten. Die Liste der Verbrechen ist umfangreich: Sie reicht von der Verächtlichmachung der jüdischen Religion, der Deportierung der jüdischen Bevölkerung und ihrer grausamen Mißhandlung bis hin zum Mord an sechs Millionen Opfern, die alle nicht mehr verbrochen hatten als eines: Juden zu sein. Allein die Begleiterscheinungen dieses Völkermordes sind unfäßbar, sein Ausmaß ist es nicht minder. Und täglich treten neue Zeugen auf, täglich legt die Anklage neue Beweise vor über eine Zeit, in der deutsche Menschen in Ausübung wahnsinniger Befehle Verbrechen begangen haben, die niemand vorher für möglich gehalten hat und die es, hoffentlich, nie mehr wieder geben wird. Das alles geschieht im neuen Volkshaus von Jerusalem. In einem angenehmen Theatersaal mit Frischluftanlage. Nüchtern, fast pedantisch wird Seite um Seite aufgerollt, und nichts bleibt mehr übrig, als das Bild bestialischer Mörder und hemmungsloser Schurken, für die ein Menschenleben nicht mehr bedeutete, als eine Laus, die man zertritt. Der Angeklagte hört es

unbewegt, er verzieht keine Miene, nur manchmal macht er sich Notizen. Beraten von seinen Verteidigern hat er seine Rolle gut gelernt. Obwohl in seinen Händen die ganze Vernichtungsmaschinerie zusammenlief, obwohl die Transporte in die Todeslager organisiert und darauf achtete, daß auch jeder Jude in Gaskammern zugeführt wurde, will er heute nur einer von jenen gewesen sein, die Befehle gehorchten, mehr nicht. Seine Hände, so sagt er, seien rein von Blut, die anderen – Hitler, Himmler, Heidegger oder sonstwer – hätten die verbrecherischen Befehle erlassen, er habe nicht die Kraft aufgebracht, sich dagegen zu stemmen. Und sein Verteidiger assistiert: Eichmann, so sagt er, sei schließlich heute ein ehrbarer Familienvater, er könne nicht Sühne leisten für etwas, das der damalige Staat verschuldete. Die Worte gingen über Rundfunk und Fernsehen über Nachrichtenagenturen und Tageszeitungen in die ganze Welt. Und es gab sehr wenige die bereit waren, diese Verharmlosung zu akzeptieren. Das Gericht, die Richter selbst, wie

Servatius mit derartigen Finessen wenig beeindruckt werden können. Er kämpft um den Kopf seines Mandanten – welche Wirkung seine Worte für uns alle haben werden, interessiert ihn nicht. Der Angeklagte sitzt vorerst noch schweigend in seiner kugelsicheren Glaszelle. Er ist der Mittelpunkt des Prozesses, und die Reporter aus aller Welt rätseln an ihm herum. Klug wie sie sind, haben sie herausgefunden, daß er bleich aussieht, noch gewitztere entdeckten, daß er kein Gebiß habe, einige beschreiben ihn als Teufel, andere finden, er sehe wirklich nicht nach einem Massenmörder aus. Man notiert seine nervösen Handbewegungen, man fotografierte seine Notizen und wurde prompt deswegen aus dem Gerichtssaal entfernt. Hier fand man den negativen Helden, den Teufel in Menschengestalt, die Inkarnation des Bösen. Wie wenig man doch begriffen hat, daß dieser Prozeß schon längst über die Person des Angeklagten hinausgegangen ist. Zwar steht der ehemalige SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann vor Gericht, aber mit ihm auch ein

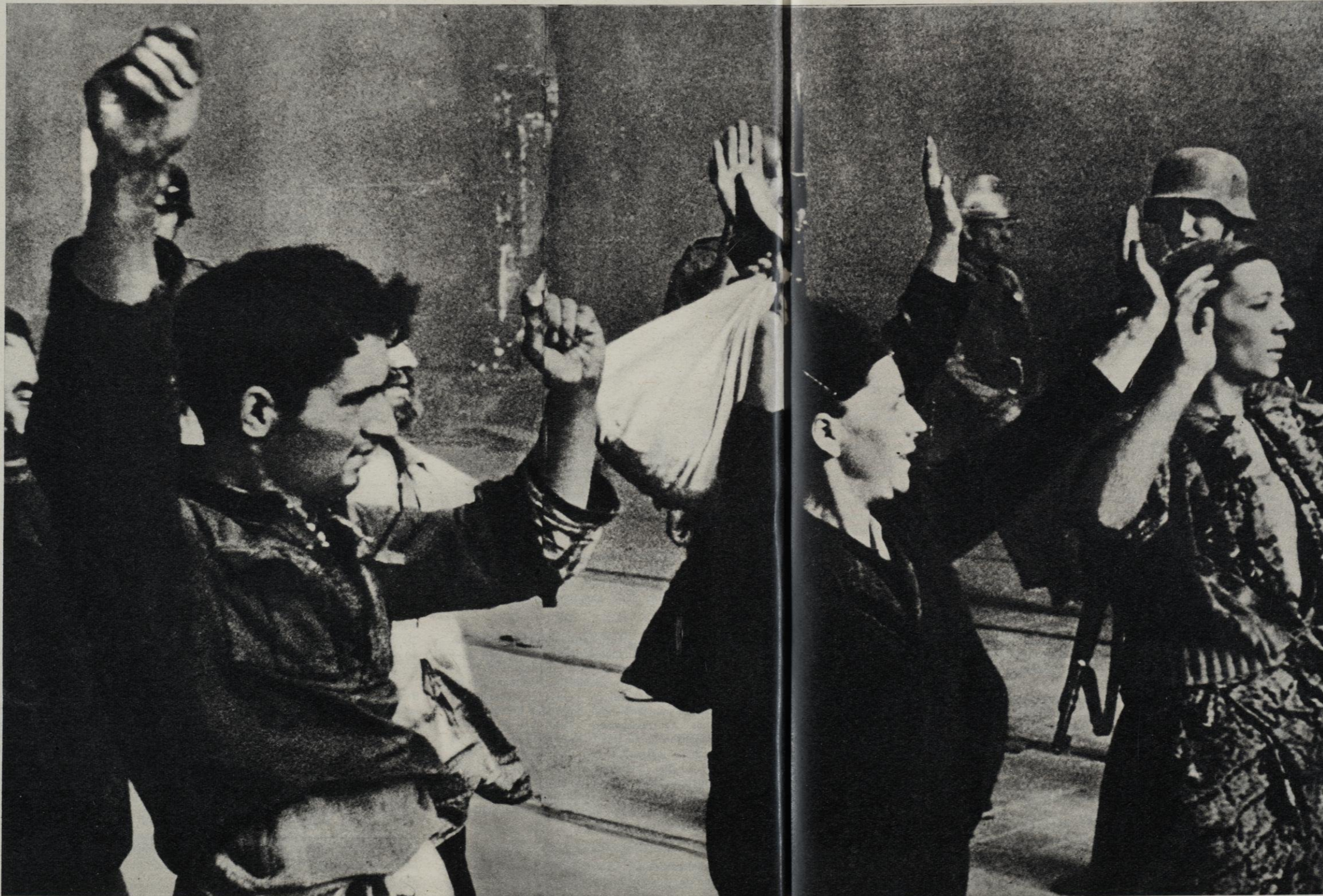
Regime, das im Namen Deutschlands die Ausrottung ganzer Völker zum Prinzip der Politik erhob. Die Strafe, die Eichmann bekommen wird, ist symbolisch. Selbst sein Tod wird die Vergangenheit nicht ungeschehen machen können. Das System der Vernichtungslager wird auch in Zukunft als untilgbarer Makel unserer Geschichte anhaften. Dies alles geschieht hier in Jerusalem. In unseren Zeitungen ist der Prozeß schon längst auf die vierte Seite verbannt worden, als eine Meldung unter vielen anderen. Andere Ereignisse haben ihn überrundet, aber für Israel ist er nach wie vor das Thema Nummer eins geblieben. Schauernd erleben die Menschen hier noch einmal ihre eigene Geschichte. Kaum einen gibt es im Lande, der von der jüdischen Katastrophe nicht betroffen wurde. Unser Hauswirt verlor seine Frau, unser Taxifahrer seine Familienangehörigen, der Beamte, den wir sprachen, entkam selbst nur knapp den Gaskammern. Für sie war das alles einmal schreckliche Wirklichkeit, sie sind die Nachkommen der Opfer, die Hinterbliebenen. Drei-

mal so viele Menschen wurden ermordet, als Israel heute Einwohner hat. Wenn man mit den Menschen spricht, dann sind sechs Millionen Opfer keine abstrakten Zahlen mehr, sondern nur mühsam übertünchte Vergangenheit. Es ist nicht leicht für einen Deutschen, sich in diesen Tagen in Israel aufzuhalten. Die alten Wunden sind wieder aufgebrochen, man erinnert sich erneut der vergangenen Greuel. Auf viele Fragen soll der Prozeß eine Antwort geben, darunter auch auf jene, weshalb das deutsche Volk die Vernichtung schweigend geschehen ließ, und warum sich die Opfer widerstandslos in die Gaskammern führen ließen. Dadurch erhält das Verfahren gegen Adolf Eichmann seine geschichtliche Bedeutung. Die erste Frage werden wir uns in Deutschland noch oft stellen müssen. Und es wird nicht so einfach sein, sich mit ein paar entschuldigenden Phrasen darum herum zu drücken. Gewiß, von der fast restlosen Ausrottung des jüdischen Volkes wußten nur einige Tausend, aber die Kristallnacht haben alle erlebt. Was haben die Deutschen damals getan, als die Fensterscheiben der jüdischen Geschäfte splitterten, die Synagogen brannten und die Juden zu Paaren getrieben wurden? Wenn sie nicht mitgemacht haben, so haben sie doch geschwiegen – das ist ihre geschichtliche Schuld. Was taten die Deutschen damals, als man ihre jüdischen Mitbürger zwang, einen gelben Stern mit der Aufschrift „Jude“ zu tragen? Was taten sie damals, als man eben diese Menschen zwang, ihre Heimat zu verlassen und den Gang in die Vernichtungslager anzutreten? Wenn sie nicht selbst an Erfassung und Transport mitwirkten, so haben sie doch vorgezogen, wegzusehen. Das war ihre Feigheit, und auch sie steht heute vor Gericht. Und wo sind jene Menschen, die damals an dem grauenhaften Vernichtungswerk mitwirkten, sei es als KZ-Wachmann oder als Beamter? Es gibt sie nicht mehr, nur hin und wieder wird einer gefaßt und vor Gericht gestellt, der sich besonders bestialisch verhalten hat. Die zweite Frage nach dem mangelnden Widerstand der jüdischen Opfer wird heute von den jungen Israelis gestellt. Sie sind in ihrem Lande aufgewachsen, als es schon verstand, sich zur Wehr zu setzen. Einige haben bereits zwei Kriege gegen die Araber mitgemacht und bestanden. Sie begreifen nicht, daß es einmal jüdische Menschen gab, die es nicht wagten, sich gegen die SS-Schergen aufzulehnen, auch auf die Gefahr hin, ihr Leben noch kurzfristiger, als geplant, zu beenden. Sie wissen nicht, was es bedeutet, den sicheren Tod vor Augen zu haben und doch noch zu hoffen, davonzukommen. Sie erlebten es nicht, mit welcher teuflischen Präzision man die Opfer glauben machte, es geschehe ihnen nichts. Sie haben die Brutalität der SS nicht erlitten, unter deren Maschinengewehrfeuer auch der leiseste Widerstand zusammenbrach. Der Prozeß wird ihnen die Augen öffnen. Sie werden sich des Opferganges ihrer Väter nicht mehr schämen müssen.

So wichtig es war, den Prozeß zu beobachten und die einzelnen Stadien der Vernichtung in Dokumenten, Fotos und Zeugenaussagen zu registrieren, noch wichtiger waren die Gespräche mit den Menschen Israels. Nur wenige waren vorher vereinbart worden, die meisten – und die interessantesten – kamen völlig spontan zustande. Ein Blick genügte, und unsere Gesprächspartner wußten, daß wir allein aus Altersgründen nicht an den Vernichtungsaktionen beteiligt waren. Das hat unseren Kontakt mit der Bevölkerung sehr erleichtert. Haßreaktionen erlebten wir nicht – dabei wären sie doch so verständlich gewesen. Man behandelte uns freundlich und zuvorkommend, meistens vermied man es am Anfang, die Vergangenheit ins Gespräch zu bringen, um uns nicht zu verletzen. Ausweichen konnte man aber in diesen Tagen nicht, und so hörten wir von persönlichen Schicksalen, die immer wieder von neuem erschütterten. Manchmal nur in

einem Nebensatz, in einer kurzen Bemerkung, wurde uns klar, was der einzelne zu erliden hatte. Aber die meisten sehen auch ein, daß man die Zukunft nicht auf Haßgefühlen gründen kann. Sie haben die Generation der Deutschen, die zur Hitlerzeit erwachsen war, abgeschrieben. Zu tief sind sie von ihren eigenen persönlichen Bekannten enttäuscht worden. Aber sie setzen ihre große Hoffnung auf die Jugend. Trotzdem ist noch nicht alle Skepsis beseitigt. Man weiß in Israel sehr wohl, daß eine ganze Reihe alter Nazis auch heute noch hohe Positionen in Staat und Wirtschaft innehaben, und man ist nicht bereit, dies gutzuheißen. Man hat die Hakenkreuzschmierereien von Köln und anderswo nicht vergessen, und viele stellen sich die bange Frage, ob nicht erneut in Deutschland ein Antisemitismus ausbrechen kann. Man hat uns gefragt, ob die deutsche Jugend wirklich objektiv mit der düsteren Vergangenheit ihres Volkes konfrontiert werde, denn man hat hier gelesen, daß die Judenverfolgungen in unseren Geschichtsbüchern recht nebensächlich abgehandelt werden. Wo wir konnten, haben wir manchen verzerrten Eindruck über das Nachkriegsdeutschland zu rechtgerückt. Aber wir haben nie beschönigt, was unserer Meinung nach zu wenig und zu oberflächlich getan wurde. Eines aber konnten wir guten Gewissens behaupten: Die deutschen Jugendverbände befassen sich nach wie vor in anerkennenswerter Weise mit der Zeit des Dritten Reiches. Sie sind noch am wenigsten bereit, Konzessionen zu machen, ihre Ablehnung des Faschismus ist nicht nur ein Lippenbekenntnis. Und wir haben weiter gesagt, daß zwar nicht die Mehrheit unserer Jugend in den Verbänden organisiert ist, daß aber eine große Minderheit besteht, die ernsthaft politisch denkt und handelt. Diese Minderheit, so sagten wir weiter, sei heute größer als je zuvor in der deutschen Geschichte, und sie sei die Garantie für einen echten demokratischen Aufbau unseres Landes. Man hat es gehört, viele waren bereit, diese Argumentation abzunehmen, viele aber sagten uns auch ganz offen, daß es sich erst noch zeigen müsse, ob bei einer wirtschaftlichen Krise unseres Landes die positiven Kräfte die Oberhand behalten. Typisch ist der Fall jenes Pädagogen, der uns sagte: „Wissen Sie, ich will Ihnen gern glauben, daß Sie und Ihre Freunde dem Faschismus in jeder Form abgeschworen haben. Aber auch in der Weimarer Republik hat es solche Kräfte gegeben – und sie haben trotzdem Hitler nicht verhindern können. Und viele von ihnen haben ihren vorherigen Idealen gründlich abgeschworen und sind zu den Nazis übergelaufen. Können Sie die Garantie übernehmen, daß sich dies nicht noch einmal wiederholt?“

Wenn es auch bitter ist, die Antwort darauf wird erst die Zukunft geben. Wir alle wissen, was geschah. Und wer es noch nicht wußte, dem wird dieser Prozeß gegen Adolf Eichmann die Augen öffnen. Die Nationalsozialisten haben uns Deutschen eine bittere Lehre erteilt; eine Lektion, die wir sehr aufmerksam lernen sollten. Schließlich liegt es an jedem einzelnen von uns, daraus die politischen Konsequenzen zu ziehen. Noch ist es in Deutschland nicht unmöglich, andere ihrer Rasse, Religion oder politischen Überzeugung wegen verächtlich zu machen. Genauso hat es aber einmal angefangen. Deshalb soll am Schlusse dieses Berichtes noch ein Wort stehen, das uns in einem Café eines Abends ein Israeli sagte, der aus Berlin stammt und dessen Familie vernichtet wurde: „Seien wir ehrlich: es ist zwar schrecklich, was man den Juden zufügte, aber es war nicht das einzige Verbrechen. Sie müssen dafür sorgen, daß jeder Deutsche jenen Respekt vor anderen Menschen empfindet, der es ihm unmöglich macht, mit Terror und Gewalt andere beherrschen zu wollen. Der Antisemitismus ist ein Übel in der Welt, das es auszurotten gilt, aber es ist nicht das einzige.“



Ein Bericht aus Israel von Egon Lutz

Unser Foto: Die Letzten des Warschauer Ghettos auf dem Weg zur Hinrichtung



Die Frühgeschichte des Jazz: Damals in New Orleans

Ein Bericht von James Graves

Ohne New Orleans ist die Entstehung des Jazz undenkbar. Daneben gab es die Stadt St. Louis, wo der Ragtime, der von manchen als Vorläufer des Jazz bezeichnet wird, nach 1870 eine große Blüte erlebte. Aber auch die Hafencities Baltimore und Philadelphia an der Ostküste, wo die farbigen Matrosen der westindischen Frachter mit den schwarzen Lastträgern ihre, den alten Work-Songs und Field-Hollers (Feldschreie der Plantagensklaven) verwandten, Sea-Shanties sangen, haben ebenso zur Entwicklung des Jazz beigetragen wie etwa das farbige Quartier („South-Side“) von Chicago mit seinen kirchlichen „Spirituals“, seinen volksliedhaften Blues und seiner primitiven Marschmusik. Auch Harlem, das schwarze Negerviertel von New York, hat wie so manche andere amerikanische Stadt mit kompaktem schwarzem Bevölkerungsteil die von Afrika einst mitgebrachte musikalische Tradition bewahrt und durch unablässige Zuwanderung bereichert. Warum aber gerade New Orleans jene ideale Atmosphäre aufwies, in welcher der junge Jazz am besten gedeihen konnte, darauf vermag nicht zuletzt die wechselvolle Geschichte der Hafenstadt am Mississippi einige Antworten zu geben.

Aus der Geschichte von New Orleans

Nach der Erschließung des Mississippi-Deltas durch französische Schiffe sollte es noch beinahe dreißig Jahre dauern, bis die Franzosen sich 1718 zur Gründung einer Stadt, weit oberhalb der Mündung, wo der Fluß einen Bogen („The Crescent“, deshalb auch „The Crescent-City“) macht, entschlossen. Und als die Gründer den ersten fünfzig Blockhäusern, die in der Gegend des „Vieux Carré“ (später „French Quarter“) lagen, den Namen „Nouvelle Orléans“ gaben, konnten sie nicht ahnen, daß sie damit eine Stadt ins Leben gerufen, die es an Toleranz, Lebensfreude und Freiheit der Sitten bald ihrem heimlichen Vorbild Paris gleichtun wollte. Die Toleranz kam denn auch den schwarzen Sklaven zugute, welche die französischen Kaufleute und Pflanzer mit Vor-

liebe an der westafrikanischen Küste einzukaufen pflegten. Aber auch aus Europa strömten immer mehr Menschen herbei, wobei neben den Franzosen, je nach den politischen Verhältnissen in Europa, bald Iren, Griechen, bald Italiener und Engländer neben den Spaniern die Hauptkontingente stellten. Deutsche waren so zahlreich vertreten, daß 1850 eine Tageszeitung, „Tägliche Deutsche Zeitung“, gegründet werden konnte. Die Toleranz begann sich auch in einer wachsenden Zahl von Mischlingen, den sogenannten Kreolen, auszuwirken, welche aus Verbindungen von Franzosen oder Spaniern mit Schwarzen stammten.

Die Kreolen trugen mit Stolz französische Namen, die wir bei den großen kreolischen Jazzspielern wie Papa Celestin, Sidney Bechet, Albert Nicholas und andere wiederfinden. Ursprünglich waren sie vor allem Friseur, Tapezierer, Schneider, Schuhmacher und, meist nebenamtlich, Musiker und Sänger. Bald gelang es den tüchtigsten unter ihnen, im Grund-

New Orleans – eine Stadt, die zum unsterblichen Lied geworden ist

Tennessee Williams

stückshandel und im Früchteexport eine führende Rolle zu spielen, große Plantagen in der Nähe der Stadt aufzukaufen und die damals selbst in Paris berühmte kreolische Schuhindustrie und Haute Couture aufzubauen. Viele reiche Kreolen konnten sich sogar schwarze Sklaven halten. Sie schickten ihre Kinder auf höhere Schulen und Konservatorien nach Frankreich und begannen nach 1800 als elegante, lebenslustige und musikbegeisterte Oberschicht die Stadt vor allem im „Vieux Carré“ (später „French Quarter“) kulturell zu beherrschen.

Der Vorliebe der Kreolen für Frankreich hatte auch die nach 1765 fast vierzig Jahre dauernde spanische Verwaltung der Stadt nicht zu erschüttern vermocht, deren Regime die Rassenmischung noch um beträchtliche neue spanische und südamerikanische Elemente bereicherte.

Um 1800 vermochte Napoleon die Rückkehr der Stadt unter französische Hoheit durchzu-

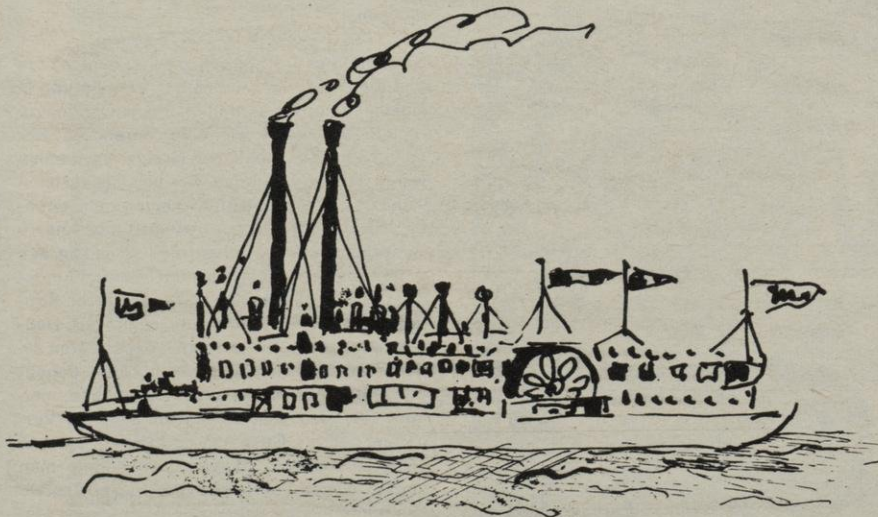
setzen, aber schon 1803 verkaufte er New Orleans, dessen Bevölkerungszahl damals gerade 10000 erreicht hatte, zusammen mit ganz Louisiana an die Nordamerikaner. Der mit dem Anschluß an die amerikanische Union einsetzende Wirtschaftsaufschwung lockte einen gewaltigen Zustrom von Einwanderern amerikanisch-protestantischer Herkunft aus den Nachbargebieten herbei. Aber die katholisch-kreolische Atmosphäre der Innenstadt war so tief verankert, daß dieser Grundcharakter von New Orleans noch lange Zeit erhalten blieb.

Die Negertänze auf dem Congo Square

War das „French Quarter“ das Symbol der französisch-kreolischen Welt, so war das Congo Square mit seinen Negertänzen das Wahrzeichen Afrikas in New Orleans. Es war ein großer, offener Platz, der in früheren Zeiten den Oumas-Indianern als Kultstätte gedient hatte. Etwa um 1815 erklangen von dort erstmals an einem auch für die schwarzen Sklaven arbeitsfreien Sonntagnachmittag die dumpfen Trommeln, deren Klang viele Jahrzehnte lang allsonntäglich von der geheimen Macht Afrikas über viele Seelen dieser Stadt künden sollte. Denn der wilde, harte Rhythmus dieser Trommeln war nur der äußere Ausdruck jener vielen Sekten und Geheimgesellschaften, welche unter den Farbigen gediehen und New Orleans zu seinen vielen anderen Titeln schon früh auch den einer „Hauptstadt des Aberglaubens“ eingetragen hatte.

Eine Kiste und ein altes Pökelfaß bildeten das Orchester. Man schlug darauf mit Stecken oder Knochen, die wie Trommelstöcke benutzt wurden, um ein fortwährendes Geräusch hervorzurufen, während einige alte Männer und Frauen ein Lied sangen, das sich mit seinen vielen Vokalsilben rein afrikanisch anhörte.

Es scheint, daß von allen Arten der Negerkulte, welche sich in New Orleans trafen und mischten, der Voodoo-Kult sich allmählich am stärksten durchgesetzt hat. Diesen hatten die Schwarzen aus dem westafrikanischen Daho-



mey mitgebracht. Zu seiner wachsenden Vorherrschaft mag neben der musikalischen Eindringlichkeit seiner Rhythmen auch der Umstand beigetragen haben, daß der Voodoo-Kult sich am einfachsten mit den christlichen Elementen verband. Im Mittelpunkt stand oft eine Frau wie die berühmte Voodoo-Königin Laveau, welcher man die Kraft des Heilens und vor allem eine unheimliche Macht des Verfluchens zusprach. Wie lange diese Zauberkraft ihre Herrschaft behielt, beweist das Schicksal des großen Jazzpioniers Jelly Roll Morton (1885–1941), der noch 1933 davon sprach, daß sein Niedergang auf einen Voodoo-Fluch zurückzuführen sei.

Von der Friedhofparade zum Mardi Gras

Hatten die Kulte und Geheimbünde bei den Schwarzen religiösen (und später auch zunehmend einen gegen die Herrschaft der Weißen gerichteten sozialrevolutionären) Charakter, so wollten die Kreolen mit ihren eleganten Klubveranstaltungen vor allem ihre gesellschaftlichen Ambitionen erfüllen, während die Vereinigungen der Weißen den europäischen Handwerksgilden, Kaufmannsinnungen und exklusiven Adelsklubs nicht unähnlich waren. Mochten diese Klubs noch so verschieden sein, ein Ehrgeiz war ihnen allen gemeinsam: die beste Blechkapelle (Brass Band) zu besitzen, welcher bei allen Veranstaltungen die Hauptaufgabe zufiel. In deren Marschmusik vermischte sich die Tradition französischer Militär- und Zirkusmusik mit dem hektischen Rhythmus der Negertrommeln vom Congo Square, während sich bei den für New Orleans typischen Begräbnisfeierlichkeiten (funerals) die reiche Beerdigungstradition mancher französischer Provinzen mit der bei gewissen Voodoo-Riten dominierenden Neigung zum Begräbniskult verband.

„Bei einer Beerdigung“, erzählt Louis Armstrong, „ist es typisch, daß die Trauer nur bis zum Friedhof währt, zu dem sehr langsam gegangen wird. Sobald der Priester die üblichen Gebete gesprochen hat, wird alles anders. Der Trommler entfernt das Taschentuch von seinem Instrument, die Kapelle zieht ab, beim ersten Häuserblock stimmt der Chef ein „tat-tat-tat-ta“ mit seinem Kornett an, die anderen fallen einundspielen „Didn't He Ramble...“ Den Höhepunkt des Jahres aber brachte der „Mardi Gras“. Auch diese Karnevalsfeier des Fastnachtdienstags war ursprünglich aus Frankreich gekommen und war lange Jahre nur von den Weißen und Kreolen gefeiert worden, an deren großen Umzügen an der Canal Street die Schwarzen bloß als Zuschauer oder als Sklavenkapellen unter weißer Führung teilhaben durften. Aber nach dem Bürgerkrieg machten die Schwarzen mit ihrem König „Zulu“ ihren eigenen Umzug, der durch seine hervorragenden Brass Bands und Kostüme den der Weißen oft übertraf. An diesem Tage schien es, als ob die ekstatische Musik vom Congo Square die ganze Stadt überflute und in Taumel versetze. Tag und Nacht zogen die Brass Bands mit ihren Mitläufern (second line) durch die Stadt, wobei sie oft Pferdewagen, sogenannte Band Waggon, benutzten, um nicht vor Müdigkeit umzufallen. Trafen zwei Bands zusammen, so kam es zu einem musikalischen Wettkampf (bucking-contest), was oft nicht ohne Schlägereien abging.

King Buddy Bolden war der allererste, welcher richtig Jazz spielte

Gegen Ende der achtziger Jahre begannen aus der Fülle von weitgehend anonymen Musikern, welche in den zahllosen Brass Bands mitwirkten, die ersten Persönlichkeiten herauszutreten. Unter ihnen ist Buddy Bolden (1868–1931), dem schwarzen Barbier, die Ehre zugefallen, als eigentlicher „Gründer des Jazz“ in die Geschichte einzugehen und damit einen Vorgang zu personifizieren, der damals allgemein in der Luft lag. Seinen Ruhm verdankte er dem Umstand, daß er in den neunziger Jahren alle musikalischen Wettkämpfe (contests) gewann, weil er sein Kornett mit einer Kraft zu blasen vermochte, die sagenhaft gewesen sein muß. Selbst Jelly Roll Morton, der sonst über seine Kollegen mit Ruhmesworten sehr zurückhaltend ist, muß gestehen: „Bolden war die mächtigste Trompete aller Zeiten. Wenn er fand, daß zuwenig Leute zu seinen Platzkonzerten mit Tanz im



Lincoln Park erschienen waren, weil das Fest ungenügend angekündigt war, so holte er diese Ankündigung persönlich nach. Er richtete sein großes Kornett gegen die Stadt und begann einen Blues zu blasen, „to call the children home“, wie er sagte. Die ganze Stadt war dann im Bild, daß der große Buddy Bolden sie im Park erwartete, obgleich er in einer Entfernung von 16 bis 18 Kilometern vom Stadtzentrum geblasen hatte. Ja, er war der mächtigste Bläser seit dem Engel Gabriel!“ – Seine Kapelle war die erste Jazz Band im heutigen Sinne.

Nur wenig später, um 1890, hatte der Schlagzeuger Papa Jack Laine (geboren 1873) die erste weiße Jazzband gegründet, die im Gegensatz zu Boldens schwarzer Kapelle sehr bald nach Noten spielte. Mit Recht ist er als „Vater des weißen Jazz“ oder „Dixieland Jazz“ in die Geschichte eingegangen.

Zu den Vätern des Jazz muß auch der Kreole Jelly Roll Morton (1885–1941) gezählt werden,

der als Solopianist und einfallsreicher Komponist gleichermaßen hervorragend war.

Bevor Buddy Bolden 1909 bei der großen Parade am Labor Day Amok lief und bald darauf für immer in einer Irrenanstalt verschwand, wo er erst 1931 starb, hatte er mit Bunk Johnson (1879–1949) einen Trompeter in seine Band aufgenommen, der sein Werk gleichsam fortsetzen wollte. Das Schicksal dieses hervorragenden Musikers ist insofern typisch, als er 1930, als die Depression manche Musikerlaufbahn jäh beendete, für lange Jahre als Handlanger und Hafendarbeiter untertauchte, erst 1942 wieder entdeckt wurde und, mit einem neuen Gebiß und einer neuen Trompete, einer der Hauptakteure der „New Orleans Renaissance“ (revival) werden sollte.

Hatte Buddy Bolden als erster „King“ gleichsam das Imperium des Jazz begründet, so war der große Kornettist „King“ Oliver (1885–1938) sein würdiger Nachfolger, dessen „King Olivers Creole Jazz Band“ nach dem Auszug

aus New Orleans in den frühen zwanziger Jahren in Los Angeles, San Franzisko, vor allem aber in Chicago einen märchenhaften Erfolg hatte.

Als King Oliver 1922 den jungen Louis Armstrong nach Chicago rief, konnte er nicht ahnen, daß dieser dereinst das Zepter als dritter der „Kings of Jazz“ aus seiner Hand übernehmen und es auf einem so unvorstellbaren Weg des Triumphes in alle großen Städte dieser Welt hinaustragen sollte ...

Von Storyville zu den Riverboats

Ein Mann hat gleichsam wider Willen einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Entwicklung des Jazz geleistet: der puritanische Ratsherr Sidney Story, auf dessen Vorschlag 1897 die Prostitution mit all ihren Nebenerscheinungen in einen kleinen Bezirk „downtown“ im French Quarter verbannt wurde. Dieses Vergnügungsviertel (nach den roten Lampen auch Redlight District oder kurzerhand The District genannt), nahm bald erstaunliche Formen an. Um 1900, als New Orleans eine Bevölkerungszahl von 280000 Einwohnern erreicht hatte, gab es in Storyville an die 200 Bordelle, ein Dutzend sogenannte Cabarets (Tanzdielen mit Produktionen), zahllose Barrelhouses und Honky Tonks, Spielhöhlen und Stehbars. „Ja, so war es damals in New Orleans“, erzählt Bunk Johnson, „überall Bars und die vielen kleinen Kneipen, in denen manchmal nur ein Klavier oder ein Faß stand. Sie hießen Honky Tonk oder Barrelhouse (Barrel = Faß) und hatten immer mindestens einen Pianisten engagiert ...“

Ja, der frühe Jazz hätte sich wohl nie so rasch entwickeln und ausbreiten können, wenn der Ratsherr Sidney Story nicht rechtzeitig dafür gesorgt hätte, daß sich alle Kapellen und Musiker in einem Distrikt konzentrieren mußten, der gerade durch diese Konzentration der besten Musiker und der schönsten Frauen zu einem der berühmtesten Vergnügungsorte der Neuen Welt wurde und immer mehr Leute aus den anderen Staaten anzog. Wie sehr alles von Storyville abhing, zeigte sich, als am 12. November 1917 die Redlights jäh verlöschen mußten, weil die Marinebehörden die Schließung der Bordelle verlangt hatten. Das war der größte schwarze Tag für den jungen Jazz: die meisten Musiker wurden arbeitslos, und es begann die große Abwanderung nach Chicago und dem Norden ...

Hatte einst der Trompetenklang Buddy Boldens aus dem Lincoln Park, der „seine Kinder heimrief“, die ganze Stadt erfüllt, so konnte es nach 1912 geschehen, daß an schönen Sommerabenden ein Ton vom Hafen herklang, der beinahe zu ebenso vielen legendären Erinnerungsbildern Anlaß gab wie Boldens märchenhafter Trompetenstoß. Es war Fate Marables (1890–1947) Orgelklang, welcher der Stadt verkündete, daß am anderen Morgen eines der Riverboats der Gebrüder Streckfus zu einer Vergnügungsfahrt ausfahren würde. Denn Marables Orgel, eine mit Dampf betriebene „Caliopé“, stand auf Deck des Riverboats „Sidney“, und Fate war musikalischer Oberleiter der Streckfus-Flotte, welche aus sechs solchen Vergnügungsschiffen mit großen Schaufelrädern bestand, die in jenen Jahren im Sommer den Mississippi befuhren, um auf dem großen Deck zum Tanz aufzuspielen und damit zugleich den jungen Jazz weit über die Grenzen von New Orleans hinaus zu verbreiten. Marable war ein hervorragender Musikpädagoge, der seine Musiker Noten lesen und in den musiktheoretischen Grundlagen unterrichten ließ, so daß man in New Orleans die Streckfus-Flotte bald als „schwimmendes Konservatorium“ bezeichnete. Wenn die Formel, der Weg des New-Orleans-Jazz habe über Fate Marables Riverboat Bands nach Chicago und dem Norden und von dort in die ganze Welt hinaus geführt, auch zu vereinfachend ist und für manche nicht zutrifft, so sind doch nicht die schlechtesten Jazzpioniere diesen Weg gegangen. Und gerade nach der Schließung von Storyville haben diese Vergnügungsschiffe dazu beigetragen, daß sich ein paar New-Orleans-Musiker noch so lange halten konnten, bis die Wirtschaftsdepression dann später all dem endgültig den Garaus machte, was als „goldene Zeit von New Orleans“ in die Geschichte des Jazz eingegangen ist ...

Zeichnungen: Joachim Braatz

Es war an einem Spätsommertag, voll-
geschenkt mit Sonne und überdacht
von einem blauen Himmel. Vielen schien
es gut, auf diesem sonnigen Planeten
zu leben. Sie waren geschäftig, sangen bei der
Arbeit, bevölkerten die Geschäftsviertel, kauf-
ten, zogen weiter. Einer aber fiel auf. Schwer
zu sagen warum. Sein Gesicht war nicht hell,
er ging nicht behenden Fußes, blickte nicht in
die Auslagen. Flüchtig betrachtet konnte man
sagen: er hatte etwas auf dem Herzen. Er
steuerte auf das Pressehaus zu, ließ sich den
Weg zum Vorzimmer des Herrn Monschau er-
klären und mußte lange warten, bis die Sekre-
tärin bereit war, zum Chef hineinzugehen.

Herr Monschau hatte keine Zeit, er mußte zur
Redaktionskonferenz. Aber als er hörte, daß es
Herbert Meier war, mit dem er um ein paar
Ecken herum befreundet schien, sagte er: „Er
kommt ja nicht alle Tage. Lassen Sie ihn her-
ein, aber bitte, nach zehn Minuten erlösen Sie
mich.“ Und als Herbert Meier hereintrat, rief er:
„In der nächsten halben Stunde möchte ich
nicht gestört werden.“

Und dann saßen sie sich gegenüber, die um
ein paar Ecken herum miteinander befreundet
waren. Nach den Begrüßungsfloskeln sagte
Monschau: „Sie machen sich keine Vorstel-
lung, Herbert. Mein Gott, man wird damit fertig.
Aber was so an einem Tag zusammenkommt,
darf gar nicht dran denken: Konferenzen, Be-
sprechungen, Verhandlungen, oft geht's um
Hunderttausende. Und dann das Private. Als
Herausgeber mußst du für alle dasein. Mein
Prinzip: jeder kann kommen, der was auf dem
Herzen hat, und wenn's der kleinste Boten-
junge ist, hebt das Betriebsklima, wissen Sie.
Bin ja kein Manager, noch nicht, toi, toi, toi.“
Dabei klopfte er an die Tischkante, die aus
Holz war. „Is ja dummes Zeug: keine Zeit!
Wenn man will, hat man immer Zeit. Man muß
mit den Leuten reden, sich ihre Sorgen an-
hören, von wegen Vertrauen und so. Manchmal
sind's ja wirklich ernste Sachen, womit sie
allein nicht fertig werden, sie brauchen einen,
mit dem sie mal reden können, wissen ja nicht,
wohin damit, wenn sie nicht zufällig einen ver-
nünftigen Beichtvater haben, und wer hat den
schon, nicht wahr. Ich könnte Ihnen Geschich-
ten erzählen, Herbert...“ Und er tat es. „O ja,
man kann schon was tun, könnte viel mehr
sein, wenn man nicht selbst 'ne Familie am
Hals hätte, wo jeder dreinreden möchte. Kriti-
sieren kann jeder. Ich hab die Zeitung noch-
mal übernommen. Und der alte Herr... weiß
Gott, ich könnte manchmal auch einen Beicht-
vater...“

Da waren die zehn Minuten herum, und die
Sekretärin bat Herrn Monschau zur Redaktions-
konferenz, und Herr Monschau sagte noch:
„Entschuldigen Sie, Herbert, aber so geht das
nun mal. Wissen Sie was? Wir müssen uns
mal privat sehen. Rufen Sie mich an, dann
machen wir einen Termin aus, ja? Aber bald,
bitte. Einverstanden?“

Von Herberts Gesicht war nicht abzulesen, ob
er einverstanden war. Er ging auf die Straße
zurück und ging und ging, ohne nach rechts
und links zu schauen, und ging zum Rathaus,
klopfte an eine Tür und fragte, ob er Hubert
Gräf sprechen könne, ganz rasch, privat, nur
einen Augenblick. Gräf trat auf den Flur und
wies ihn zurecht, weil er in der Dienstzeit nicht
mit privaten Dingen... „Ich bin nur ein kleiner
Angestellter“, sagte er, „komm, sei vernünftig.
Können wir uns nicht heut'abend...?“

„Ich weiß nicht, ob ich heut'abend...“ sagte
Herbert Meier, und Gräf zweifelte an der Wichti-
gkeit seiner Sorgen. „Also ruf mich an, wenn
du Zeit hast, dann nehmen wir uns einen gan-
zen Abend und bereden mal alles. Entschul-
dige mich jetzt, komm, sei vernünftig; werd
sonst nicht fertig und muß wieder Akten mit
nach Haus nehmen; meine Alte macht dann



immer ein Gesicht... und mir ist der ganze
Abend verdorben.“

Da stand er wieder auf der Straße, der Herbert
Meier. Der Krawattenknoten war ein wenig
herabgerutscht. Er suchte ein Telefonhäus-
chen, fand es und drehte eine Nummer:
„... ach, Oswald, noch im Bett? Bitte, ent-
schuldige... ja, verstehe... nein, war nicht
da, hab jetzt keine Lust an Diskussionen...
Pigalle?... nein, roten Sekt noch nie... fünf
ist ja auch höllisch spät... doch, doch, vor
Jahren mal in der Barberina, aber seitdem...
ja... nein... bitte nicht am Telefon... möchte
wirklich nicht am Telefon... ja... übermorgen?
... mal sehen, weiß noch nicht... ja... ja...“

Danach stieg er in die Straßenbahn, landete
draußen auf einer Allee und klingelte bei Eli-
sabeth Walter. Sie freute sich über den Besu-
ch. Sie küßten sich flüchtig und Elisabeth
ging in die Küche, um einen Kaffee zu machen.
Kurz darauf stieß jemand mit dem Fuß gegen

die Haustür. Es war Matthias, Elisabeths Sohn,
er kam aus dem Kindergarten, und die Mutter
fragte ihn nach all seinen Erlebnissen, zog ihm
das Spielhöschen aus, ließ sich von ihm be-
richten, daß die Kindergartentante eine Musik-
kapelle arrangiere, daß er einen Tambour
brauche: „Bitte, Mami, kauf mir einen Tam-
bour“, und als Elisabeth fragte, was das sei,
ein Tambour, konnte der Junge es nicht er-
klären, und Herbert Meier... „Herbert! Hallo,
Herbert!“ rief die junge Frau. „Hast du gese-
hen, wo Onkel Herbert geblieben ist?“

Er war in die Stadt zurückgefahren. Der Kra-
wattenknoten war noch tiefer gerutscht. In
einem Speiselokal versuchte er zu essen. Aber
es schmeckte ihm nicht. Sein Schritt war noch
schwerer geworden, als er das Lokal verließ
und auf eine Parkbank zuging. Er setzte sich
neben zwei Stenotypistinnen, die zu'n Butter-
brot Milch tranken. Sie kicherten, er schien es
nicht zu hören. Aber er schlief nicht ein. Sie
ließen die Beine baumeln, er sah es nicht,

jedenfalls reagierte er nicht auf die unschul-
digen Versuche. Er lehnte sich zurück und
wartete, daß die Zeit verging. Und lange nach-
dem die Mädchen verschwunden waren, stand
er auf und ging wieder, ging und klingelte bei
Kaplan Dresen, entschuldigte sich, daß er ihn
im Mittagsschlaf... und hörte von dem Kap-
lan, daß er sich nicht zu entschuldigen
brauche, weder für die Störung, noch dafür,
daß er nicht katholisch war. „Wir sind für alle
da“, sagte er und streckte sich im Sessel aus.
„Bei dem Wetter stört mich die Prothese.“
Herbert Meier staunte über den Kaplan, der
eine Prothese tragen mußte, und der Kaplan
erzählte ihm die Geschichte seiner Verwun-
dung: gleich nach der Rekrutenzeit ab nach
Rußland, bis vor Moskau, per pedes aposto-
lorum, war nicht schön, und dreimal verwun-
det, zweimal nur leicht, aber dann, Juni 43 hat's
ihn erwischt: Unterschenkelamputation, Hri-
matlazarett, Genesungsurlaub, Entlassung aus
der Wehrmacht, Studium, Priesterweihe...
Und der Kaplan erzählte gut, er erzählte aus-
führlich und mit ironischer Distanz, was sein

Träume kosten nichts

Gedächtnis hergab, und als er berichten wollte, wie er sich vor der Gefangennahme durch die Russen gerettet hatte, klingelte das Telefon: er wurde zu einem Sterbenden gerufen. Er bat Herbert Meier, auf ihn zu warten. „Bedienen Sie sich. Da ist was zu rauchen, im Schrank steht Kognak. Es dauert nicht lange. Dann können wir uns weiter unterhalten.“

Herbert Meier wartete nicht. Er öffnete das Hemdenknöpfchen am Hals und zog wieder durch die Straßen. Wer ihn beobachtete, konnte ihn jetzt, am Nachmittag, für älter halten als er war. Aber warum gab er es immer so rasch auf? Warum war er so ungeduldig? Wer weiß es. Es gibt eben Menschen ... nun ja. Und wieder Straßenbahn und wieder umsteigen und wieder ein schüchterner Druck auf einen Klingelknopf, diesmal vor der Tür des Altersheims. „Mein Gott, Herbert, wie siehst du denn aus?“ sagte Edith und schenkte ihm einen Kognak ein und war froh, daß er sie besuchte. „Ich werde manchmal nicht fertig mit dem Heim hier. Die Alten gehen mir auf die Nerven. Da ist zum Beispiel der alte Krause, ein großer, stattlicher Herr, intelligent, Gerichtsrat ... Krebs, aber er weiß es nicht. Ich kann dir sagen, da vergißt man seine eigenen Sorgen.“

„Kann man seine eigenen vergessen, wenn man andere kennenlernt?“ fragte Herbert. „Vergessen vielleicht nicht“, sagte Edith, „aber wenn man vergleicht ... Na schön, ich wollte heiraten, dann bin ich Fürsorgerin geworden, und allmählich ist es wohl zu spät zum Heiraten. Du warst meine letzte Hoffnung, Herbert. Ich frage nicht, ob du glücklich geworden bist, ich bin's jedenfalls nicht.“

„Du mußt verstehen, Edith ...“ sagte er. Aber sie wollte nicht verstehen, wollte nicht immer vernünftig sein. Sie hatte sich schon daran gewöhnt, daß niemand sie ins Kino oder Theater einlud. „Und jetzt kommst du – und reißt alles wieder auf. Herbert, ich kann nicht ... warum bist du ...“

„Soll ich wieder gehen?“ fragte er leise. „Vielleicht ist es besser“, sagte sie. „Ich darf nicht heulen, was sollen die Alten denken. Ich muß immer ein vergnügtes Gesicht machen. Vielleicht ist es besser, wenn du gehst, wenn wir uns nie wiedersehen. Entschuldige, ich ertrage es nicht ... es ist zu schwer ... du verstehst doch, Herbert ... ich kann nicht aufhören ... ich bin noch immer in dich ... bitte ...“

Bevor er ging, zog sie den Krawattenknoten hoch. Aber diese Korrektur änderte nicht mehr viel. Der Spätsommertag ging zu Ende. Herbert fuhr in einen Vorort und besuchte den berühmten Dichter Günter Wiedenhoff. Wiedenhoff gab eine Party. In allen Zimmern seiner kleinen Villa brannte Licht. Er kam selbst an die Tür, empfing Herbert Meier mit Staunen und war sofort bereit, ihm zehn- oder fünfzehn Minuten zu opfern, ehrlich. Aber bevor sie im Arbeitszimmer verschwinden konnten, riefen die Gäste den berühmten Dichter in ihre Diskussionsrunde zurück, in der geklärt werden sollte, ob es zwischen Joyce und Thomas Mann eine Ähnlichkeit gebe, von den Strukturen der Sprache her. Der Dichter konnte sich nicht wehren. „Was will ich machen, Herbert? Einen Augenblick, das ist schnell geklärt. Oder willst du nicht doch mit reinkommen?“

Herbert Meier wollte nicht. Die Verehrer zogen den Dichter in die Runde zurück, in der man ... Moment mal, wo war denn Herbert Meier geblieben? Verschwunden, in die Dunkelheit entkommen, die sich über der Stadt geschlossen hatte. Dort an der Mauer – nein, es war eine Frau. Sollte die Nacht ihn verschluckt haben? War die Nacht dazu fähig? Es war still in diesem Vorort, wo noch Gaslaternen leuchteten. Herbert Meier blieb unauffindbar. Am Morgen war er uns aufgefallen, in der Dunkelheit verloren wir ihn wieder. Vor Jahren – in Paris – ist es einem jungen Mann ähnlich ergangen: einen ganzen Tag lang ging er durch die große Stadt, besuchte Freunde und Bekannte. Niemand hat je erfahren, was ihn bedrückte. Am Ende des Tages verschwand er in der Dunkelheit. Die Finsternis hatte ihn zu sich genommen. Drei Tage später hat man seine Leiche in der Seine gefunden. – Nun, das geschah in Paris, nicht bei uns, sondern in Paris.

Von Ivo Hirschler



Illustration: Joachim Braatz

Träume kosten nichts. Wünsche sind gratis. Das Baden in einem alten Ziegelteich nahe der Einflugschneise des Flugplatzes ist umsonst und die Sonne hat man, sofern sie scheint, schon lange kostenlos.

Dieses waren die Gründe, warum Simon Tschurtschenthaler, seines Berufes Rauchfangkehrer und scheinbar nur dazu da, um anderen Glück zu bringen, ohne daß einmal etwas für ihn selbst abgefallen wäre, dieses waren also die Gründe, warum jener Simon mit dem unaussprechlichen Familiennamen an dem kleinen Teich, an dessen Rändern Wasserlilien wuchsen, in der Sonne lag.

Deshalb warf er seinen Namen mit dem Ruß von sich ab, nannte sich Käpt'n Sim, flog mit den brummenden Silbervögeln nach Orten, die er nur von der Landkarte her kannte, und kehrte so umsonst, wie es in Träumen eben möglich ist, wieder zurück.

Alles verlief, wie Wachträume zu verlaufen pflegen. Der Sommer zeigte sich doch noch von seiner besseren Seite; Kapitän Sim lag auf dem Rücken oder auf irgendeiner anderen Seite, rauchte Zigaretten aus einer Dose, die er einmal gefunden hatte und die das Firmenzeichen einer Fluglinie trug. Dabei träumte er. Er war zufrieden.

Eines schönen Mittwochs – er war gerade mit einer DC-3 aus Zürich angekommen und hatte eine tadellose Dreipunktlandung hingelegt – fiel ein Schatten in seine Träume. Ein sehr gut geformter Schatten übrigens, der mit angenehmer Altstimme „Verzeihung! Ich störe wohl nicht?“ sagte und mit einem gekonnten Kopfsprung ins feuchte Element entschwand. Später unterhielten sie sich über Wetter und Natur. Es war ein anregender Nachmittag, denn so schüchtern Simon mit dem bereits besprochenen Familiennamen war, so weltmännisch sicher verstand Kapitän Sim zu plaudern.

Um genau siebzehn Uhr dreißig raffte er sich auf, sah auf seine dreifach gesicherte Armbanduhr (das Chronometer der Piloten und Menschen, denen Präzision wichtig ist), klopfte gelassen auf seine Zigarettendose und sagte, daß er aller Voraussicht nach am Samstag wiederkäme.

„Wenn es schön ist, kann ich auch kommen“, sagte sie, und er entfernte sich mit wiegenden Schritten.

Am Samstag kam sie wirklich wieder, und seine Träume waren um einen reizenden Punkt bereichert.

Er sah sie so oft, wie ein Mann, der in Zürich, Paris und London gleichermaßen zu Hause ist, Gelegenheit hat, sein Mädchen zu sehen. Sie sprachen wie immer von Belanglosigkeiten, aber eines Tages, vielleicht war der warme Wind oder der Duft, der von den umgebrochenen Äckern kam, daran schuld, wer weiß das schon genau, eines Tages sprachen sie jedenfalls von Liebe.

„In meinem Beruf hat man weniger Zeit als Gelegenheit“, sagte er, und es war nicht einmal gelogen. Dann zog er sie an sich und küßte sie. „Du hast mir nichts über deinen Beruf erzählt“, sagte sie und strich sich das Haar zu recht.

Er richtete sich ein wenig auf. „Verzeihung! Ich bin Sim – Käpt'n Sim!“ Er tippte auf seine Dose. „Immer unterwegs! Aber was kann man machen! Wer der Luft verfallen ist ...“

Sie lächelte. Es war ein Lächeln, unergründlich, wie die liebende Frau selbst und dazu angetan, aus dem forschen Sim einen verlegenen Simon zu machen.

„Ich liebe dich trotzdem“, sagte sie. Er wollte ihren Namen und Beruf wissen. Sie hieß Maria, und den Beruf sollte er erraten. „Kellnerin!“ sagte er aufs Geratewohl. „Wie du das weißt!“

Sie lächelte wieder und küßte ihn. Was war das doch für eine schöne Zeit! Er durchflog Gewitterzonen, und einmal schaffte er es sogar ohne den Backbordmotor, nur um rechtzeitig bei ihr zu sein. Seine Träume waren schön wie nie. Aber langsam schob sich eine dunkle Wolke darüber. Diese Wolke hieß Ehe.

Er wollte sie heiraten. Aber abgesehen davon, daß Ehen nur dem Vernehmen nach im Himmel geschlossen wurden, wollte er etwas sehr Bodenständiges. Ein oder zwei, vielleicht auch mehr Kinder und ein warmes Essen, wenn er nach Hause kam. Denn Dinge, die dem Kapitän

sehr wenig ausmachten, schienen Simon sehr wichtig.

Einen Ausweg sah er allerdings nicht. Weder am Teich noch in seinem etwas feuchten Untermieterzimmer.

Es vergingen einige Tage, als Maria – sie wollte in letzter Zeit immer weniger von seinem Beruf und mehr von Liebe hören – plötzlich kurz nachdem er ihr versichert hatte, nur sie und niemanden sonst zu lieben, das Gespräch auf die sicher sehr reizenden Stewardessen brachte.

„Ach, die!“ Er machte eine sehr wegwerfende Geste. „Die sind ja doch nur darauf aus, sich einen Goldfisch zu angeln.“

Sie errötete ein wenig und schien gar nicht beruhigt.

„Sie kümmern sich nicht um euch?“ fragte sie weiter.

„Was heißt kümmern?“ Seine Geste drückte mehr aus, als Casanova hätte sagen können.

„Wenn ich nur wollte! Bloß zum Vergnügen könnte ich ...“

Da sprang sie auf und fauchte ihn an: „Du bist ein Lügner! Solange du niemanden beleidigt hast, war es mir egal! Aber, daß du es nur weißt, wenn alles gestimmt hätte, was du sagtest, wären wir in der gleichen Maschine geflogen! Denn ich bin Stewardess – ‚Käpt'n Sim!'“

Er stand gleichfalls auf. Komischerweise fühlte er sich nicht beschämt, sondern nur erleichtert.

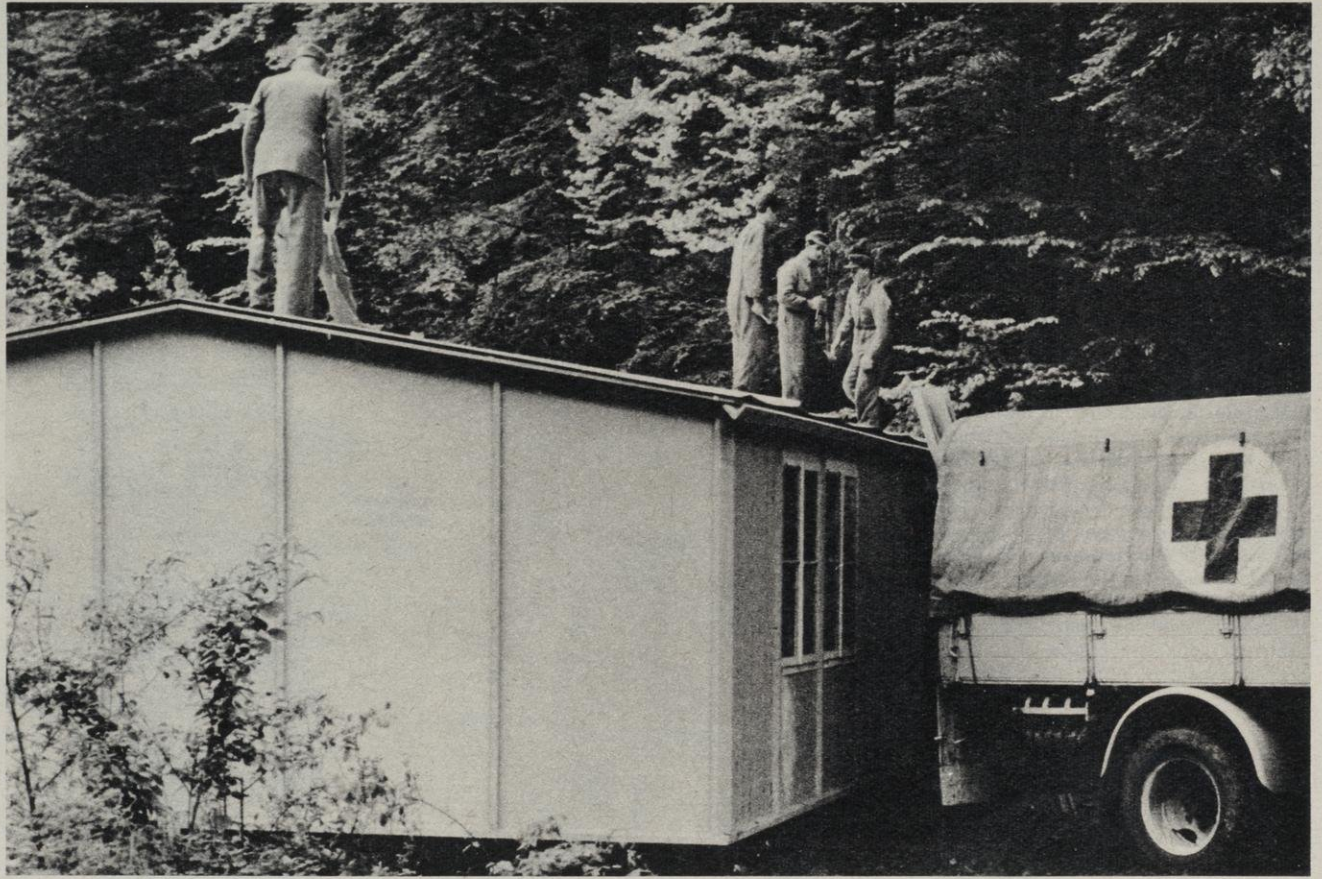
„Es war ein Traum“, sagte er. „Was können wir für unsere Träume. Jeder hat welche, sonst wäre alles viel zu grau. Mein Unglück war nur, daß du so genau hineingepaßt hast.“

Er nahm die Zigarettendose und warf sie in das Wasser. Dann begann er sich anzuziehen. „Übrigens ist es keine Douglas, sondern eine Vikers“, sagte sie. Da wandte er sich stumm ab und ging.

Damit hatte er allerdings nicht viel erreicht. Kann sein, weil Rauchfangkehrer eben Glück bringen sollen.

Möglicherweise auch nur, weil auch sie selbst manchmal gerne solches hätten. Jedenfalls heirateten sie trotzdem.

3000



Oben: Der Hilfstrupp beim Bau eines Behelfsheims für Ferienkinder

Links: Spaßvogel Werner winkt zum Sammeln

Rechts: Nebenan

Unten: Vom Außendienst zurück

Fotos: T. Tripp



Dreitausend



Der Tag war heiß - und der Durst ist groß

Fröhlicher Feierabend

Junge Kriegsdienstverweigerer sind eingerückt in die Krankenhäuser und Pflegeanstalten, um ihren friedlichen Ersatzdienst zu leisten – wie das Gesetz es befiehlt. Es sind junge Menschen aus allen Schichten unseres Volkes und den verschiedensten Berufen, die damit eine neue Epoche in Deutschland einleiten, denn neu ist seit der Proklamation der Bundesrepublik, daß nach dem Grundgesetz der Dienst mit der Waffe aus Gewissensgründen abgelehnt werden kann. Dieses Recht, das es weder im Kaiserreich noch in der Weimarer Republik gegeben hat, wurde geschaffen in einer Zeit, als man in der Bundesrepublik noch weitgehend unter den Eindrücken der Barbarei und des vergangenen Krieges stand. Es ist zu hoffen, daß an dem Artikel des Grundgesetzes nie gerüttelt wird.

Nach amtlichen Darstellungen haben rund dreitausend junge Menschen von dem Recht der Ablehnung aus Gewissensgründen Gebrauch gemacht, das heißt, sie sind mit ihren Gründen durchgekommen. Wie viele mit ihren Gründen nicht durchkamen, ist leider nicht bekannt.

„Nur dreitausend“, sagen manche Leute. Aber 3000 ist eine konkrete Zahl. Dreitausend junge Menschen, die in einer entscheidenden Frage der Stimme ihres Gewissens folgen, sind als moralische Potenz einer Demokratie nicht zu unterschätzen. Und vergessen wir nicht: diese dreitausend jungen Menschen sind eine Vorhut. Hätten sie für die Proklamierung ihrer Ideen soviel Geld wie die Bundeswehr, deren Reklame in allen Zeitungen steht, wäre die Zahl der Kriegsdienstverweigerer gewiß noch größer, wobei zugestanden sei, daß auch junge Menschen aus Gewissensgründen sich für den Dienst mit der Waffe entscheiden.

Diese jungen Menschen haben abgelehnt. Sie sind der Stimme ihres Gewissens gefolgt. Bei vielen dieser jungen Menschen steht die Ansicht im Vordergrund, daß ein neuer Krieg mit ziemlicher Gewißheit ein Atomkrieg sein wird, der in seiner Endkonsequenz zur Vernichtung der Zivilbevölkerung führt, wenn nicht zur Vernichtung allen Lebens auf unserer Erde. Sie sind gemahnt durch Hiroshima und Nagasaki – und sie wissen, daß die Entwicklung der Atomwaffen viel größere Schrecken birgt.

Sie sind eingerückt in ihren friedlichen Dienst. Und sie bewähren sich, obwohl die Arbeit, die ihnen zugeteilt wurde, wie zum Beispiel in Bethel, viel Kraft erfordert. Aber sie tun ihren Dienst. Die jungen Menschen, die unser Bildbericht zeigt, leben fast Raum an Raum mit anderen jungen Menschen, die den Dienst mit der Waffe lernen. In der Endkonsequenz heißt das, daß sie im Ernstfall zum Töten bereit sein müssen. Es ist zu hoffen, daß es nie so weit kommt und es diesen jungen Menschen erspart bleibt.

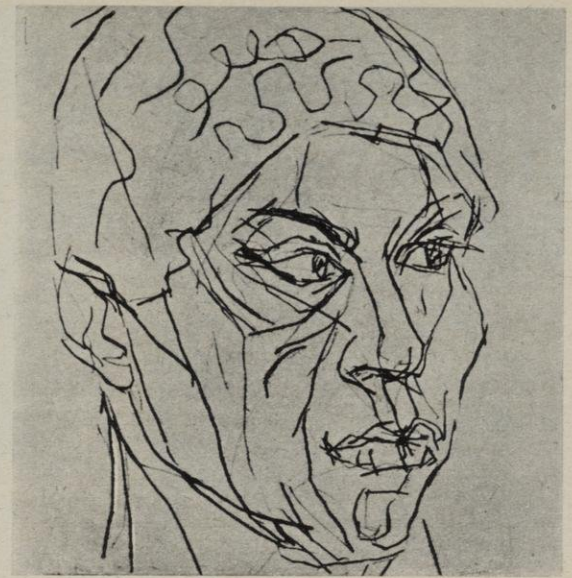
Daß es ihnen aber erspart bleibt, ist die Aufgabe der Politik, die zu tun hat, was zur Entspannung der politischen Verhältnisse notwendig ist.

Hans Dohrenbusch





Wolfgang Jörg „Fischstilleben“ (Holzschnitt)



Eduard Bargheer „Italiener“ (Radierung)

Gute Bilder für wenig Geld

Mancher berühmte Kunstsammler hat schon als Junge begonnen, sich für Kunst zu interessieren und erwarb von seinen kargen Ersparnissen das eine oder andere Werk. Hier fand er in einem verstaubten Antiquitätenladen ein kleines, sauber gemaltes Bild, dort überließ ihm ein Maler einen Kupferstich oder eine Skizze für ein paar Mark. Dabei handelt es sich bei diesen jungen Kunstliebhabern keineswegs um Spekulation, um den Versuch, ein Börsengeschäft mit Kunst zu machen, sondern um echte Hingabe an die Malerei oder Graphik, um eine Art Verliebtheit in diese zierliche Porzellanschale oder in jenen alten ziselierten Zinnteller. Manchmal wird dem Sammler nach vielen Jahren bestätigt, daß das eine seiner erworbenen Stücke nicht nur künstlerischen Wert besitzt, sondern auch einen überraschenden Kaufwert aufweist. Aber das interessiert diesen Idealisten nur am Rande, wie überhaupt die materielle Seite – so sehr auch begriffen wird, daß zum Sammeln natürlich Geld gehört – eine nebensächliche Rolle spielt, denn die eigentliche Triebfeder bleibt stets die Freude an der Kunst.

Ich habe auf einer Auktion beobachtet, wie eine fein gekleidete Dame eine Porzellanschüssel aus dem 18. Jahrhundert mit gelangweilter, fast unbeteiligter Miene mitsteigerte, um das Stück schließlich für die Summe von 6000 Mark für sich zu buchen. Ob die neue Besitzerin sich wirklich an diesem zauberhaften Kunstwerk erfreut hat oder nur über die im übrigen zweifelhafte Anlage ihres Kapitals, bleibt dahingestellt. Das wäre die Kehrseite der Sammler. Und wenn man hört, daß jüngst einige Tausender für ein graphisches Blatt, das ja in mehreren Exemplaren vorhanden ist, gezahlt wurde, ganz zu schweigen von den Summen von 100000 DM und mehr für ein Ölgemälde oder eine Plastik, so regt das zu den kuriossten Betrachtungen an. Ist die Kunst diesen privaten oder öffentlichen Käufern tatsächlich so viel wert, oder handelt es sich hier einfach um nüchterne Spekulationen? Und wie muß das Portemonnaie jener Sammler aussehen, wenn sie diese Beträge so „nebenbei“ für ein Kunstwerk erübrigen? Haben sich die Maßstäbe heute nicht arg verschoben?

In Deutschland ist der Kunstmarkt ziemlich ausgeglichen. In den Antiquitätengeschäften findet man gutes Kunstgewerbe, Mobiliar und Kunstwerke zu billigen Preisen nur noch sehr selten; zu sehr haben die Bomben des letzten Krieges unersetzliche Gegenstände zunichte gemacht, und so treibt die große Nachfrage die Preise in die Höhe. In Paris ist das teilweise noch anders. Im Quartier Latin, links der Seine, gibt es ungezählte kleinere und größere Läden, vollgestopft mit Ramsch und Kunst, in denen man stundenlang herumstöbern darf und – wenn man Glück hat – ab und zu manch schönes Stück für wenig Geld finden kann.

Sammeln wir moderne Kunst, die wird laufend geschaffen; und sie müßte der modernen Jugend sogar näher stehen. Ist die „moderne Produktion“ der Künstler jedoch billiger? Keineswegs, soweit sie bereits von Kunsthändlern, in Galerien und durch Ausstellungen lanciert wird. – Und die anderen? Diese aufzustöbern, die Maler in ihren Ateliers aufzusuchen, wäre doch gerade für junge entdeckungsfreudige Menschen ein lohnenswertes und zugleich interessantes Vergnügen. Wer dann die eine oder die andere Bildhauerarbeit oder ein



Diether Kressel „In der Bar“ (Holzschnitt)

Willi Dix „Familie“ (Holzschnitt)



Gemälde besitzen möchte, dem wird der betreffende Künstler, wenn er von der lauterer Absicht des jugendlichen Kunstfreundes überzeugt wird, sicherlich einen angemessenen Preis machen und auch auf Ratenzahlungen eingehen.

In Deutschland gibt es noch einen anderen Weg, um zu originalen Kunstwerken zu gelangen. Zumindest auf dem Gebiet der Druckgraphik helfen uns gleich mehrere Organisationen. Die älteste ist die Griffelkunst-Vereinigung Hamburg-Langenhorn, Am Heerskamp 1.

Um was geht es hier? Das Ziel dieser gemeinnützigen Vereinigung hat der Gründer Johannes Böse folgendermaßen umrissen: „Wir wollen die Kunst zu einem selbstverständlichen Besitz des Volkes machen, den Sinn für das Echte wecken und ausbilden, durch Gewöhnung an gute deutsche Kunst den Menschen anspruchsvoller machen, das Schaffen der Künstler und das Empfinden des Volkes miteinander verbinden. Deshalb müssen die originalen Werke der bildenden Künstler in die Wohnungen und in die Schulen hinein.“ Konkret: für den Monatsbeitrag von 2,50 DM erhält das Mitglied vierteljährlich eine vom betreffenden Künstler handsignierte Radierung, eine Lithographie oder einen Holzschnitt. Beitreten können der Griffelkunst-Vereinigung Einzelpersonen, Organisationen und Institute, allerdings mußte eine organische Mitgliedsperre eingeführt werden, um die Auflage der Werke nicht zu hoch werden zu lassen und damit die Qualität der Drucke zu gewährleisten. Interessenten für eine Mitgliedschaft werden heute auf eine Warteliste eingetragen; deren Aufnahme erfolgt jeweils nach Austritt bisheriger Mitglieder. Die Zahl der Mitglieder betrug 1960 etwa 3000 in 60 Zweiggruppen in der Bundesrepublik und in Berlin. 1925, im Jahr der Gründung, waren es 79 Mitglieder, 1931 war die Zahl bereits auf 690 gestiegen, allerdings schrumpfte sie in der Nazizeit beträchtlich zusammen (vier Ortsgruppen). Heute ruht die Tätigkeit in Mitteldeutschland und Ostberlin.

Zweimal im Jahr werden 30 und mehr Graphiken von mindestens sechs Künstlern – in der Regel werden jedoch viel mehr Graphiker zur Mitarbeit herangezogen – in den sogenannten Wahlausstellungen ausgelegt. Das Mitglied sucht sich seine beiden Blätter – im Jahr also vier – nach freier Wahl aus. Ein Kunstwerk kostet somit 7,50 DM. Um diesen geringen Preis zu halten, bedarf es der Tätigkeit vieler ehrenamtlicher Helfer; sie kommen aus den verschiedensten Berufen. Wie sehr sich die mannigfaltigsten privaten und städtischen Stellen für diese kulturpolitische Arbeit interessieren und sie unterstützen, er sieht man auch aus der Liste der Ausstellungsorte. In Aachen findet die Wahlausstellung zum Beispiel im berühmten Suermond-Museum statt, in Kiel in der Kunsthalle, in Ulm im dortigen Museum. Natürlich stehen Schulen jeder Art zur Verfügung: in Düsseldorf und Bremen sind es Volksschulen, in Bielefeld, Bocholt, Wolfsburg, Itzehoe, Cuxhaven, Duisburg-Hamborn, Paderborn und anderen Gymnasien. In Alfeld (Leine) sieht man die Graphiken in der Pädagogischen Akademie, in Hannover in einer Gewerbeschule, in Fehmarn und Buxtehude in Berufsschulen, in Eckernförde in der Landwirtschaftsschule. Im Jugendheim im alten Konvikt zu Hadamer treffen sich die Griffelkunstmitglieder jährlich genauso vor den Werken wie in einem Studentenwohnheim in Karlsruhe, im Hörsaal der



Hermann Naumann „Stilleben mit Flasche“ (Radierung)

←
Otto Pankok „Kindergruppe“ Holzschnitt

Universitätsklinik zu Köln, im Chemischen Laboratorium der Freiburger Universität, im Festsaal der Heilanstalt Eickelborn/Lippstadt und in den verschiedenen Stadt- und Rathaussälen (Ludwigsburg, Köln, Lüneburg, Soest). Natürlich stellen sich auch Volkshochschule (Vierenheim) und Volksbüchereien (Dortmund, Mainz) zur Verfügung, aber sogar ein Künstleratelier (Braunschweig), eine Buchhandlung (Lübeck) und die Wohnung eines ehrenamtlichen Helfers (Stuttgart) sind als Ausstellungsorte genannt. Man merkt: eine lebendige, keineswegs reglementierte Gemeinschaft, die sich hier der Kunst verschrieben hat!

Und die Künstler, von denen 250000 Originalgraphiken in den etwa 250 Ausstellungen in den Jahrzehnten ausgegeben wurden? Wir nennen einige bekannte Namen: Barlach, Kubin, Zille, Heckel, Pankok, A. P. Weber, Kokoschka, Renée Sintenis, Gulbransson, Hegenbarth, Orłowski, Barth, Dirx, Bargheer, Westphal, Felixmüller, Geiger, Seitz, Hanna Nagel, Teuber, Meidner, Ahlers-Hestermann, Ende und Kliemann. – Die Griffelkunst-Vereinigung ist ja keine kapitalistische Institution; das Entgelt, das den Künstlern also gezahlt werden kann, ist dementsprechend gering. Die Beteiligung dieser Künstler wiegt daher um so größer! „Nicht Richtungen, nicht alt oder neu, sondern alle deutschen Künstler, die in ihrer Graphik Qualität zeigen und geneigt sind, an unserer Kulturaufgabe mitzuarbeiten, kommen in Frage“, hat Johannes Böse einmal geschrieben.

Inzwischen hat sich der Kreis der beteiligten Künstler sehr erweitert. In der jüngsten Wahlausstellung im Mai 1961 ist auch ein Grieche aus Saloniki, Georgios Derpapas, vertreten; und wie seinerzeit die berühmten Maler Kokoschka und Kubin aus Österreich zu dieser Vereinigung stießen, so sind es nun die Salzburger Rudolf Hradil und Gustav Beck. Gerade auch in diese Wahl kam eine ganze Reihe von Künstlern, deren Wiege nicht in Westdeutschland steht. In Leipzig ist Gero Flurschütz geboren, in Hof (Mähren) der Baumeister-Schüler Gerhard Hitschich, in Karlsbad der abstrakte Maler Kurt Lohwasser, in Radebeul bei Dresden, wo er noch heute lebt, Hermann Naumann und in Minusio/Locarno der in Honnef lebende Kunst-erzieher Peter Rückert. Wolf Hoffmann kommt aus Wernigerode und ist heute als Bildhauer und Professor der Kunsthochschule in Berlin tätig, Marianne Weingärtner, Lehrerin an der Hamburger Meisterschule für Mode, verbrachte ihre Jugend in Siebenbürgen und Bukarest. Von den 15 Künstlern dieser Frühjahrsausstellung stammen nur zwei aus Westdeutschland: Otto Pankok und Willi Dirx, über die „aufwärts“ bereits gesondert berichtet hat. Aus der kleinen Hamburger Künstlergruppe um die Griffelkunst-Vereinigung hat sich in der Tat eine umfassende Künstlergemeinschaft entwickelt!

Und der Stil der angebotenen Graphiken? Auch da sind die Grenzen von einst gesprengt worden. Von der klassisch anmutenden Linie des Berliner Bildhauers Karl Heinz Krauses geht der Weg über die expressionistischen Holzschnitte Otto Pankoks zu den abstrakten Lithographien Kurt Lohwassers. Dazwischen gibt es die verschiedensten Abstufungen. Wer vermag es, sie alle aufzuzählen oder sie zu definieren. Schließlich suchen die Mitglieder ihre Kunstblätter nicht nach Stilarten, sondern nach Qualität aus. Und wie reizvoll, wenn jeder das wählt, was er für das Beste hält!

Günther Ott

Fotos: Udo Hoffmann

Besprochen von Hans Plück

Warum?

Der israelische Film „Höhe 24 antwortet nicht“ läuft in der Bundesrepublik mit einer Spieldauer von 85 Minuten. Aus der Originalfassung mit 102 Minuten Spieldauer wurden Szenen herausgeschnitten, die sich mit dem Nationalsozialismus und seinem Nachwirken in der Gegenwart befassen.

Carl von Ossietzky im Film

Noch in diesem Frühjahr wird unter der Regie von André Pergament ein Film über Carl von Ossietzky entstehen. Der französische Charakterdarsteller Raymond Pellegrin verkörpert den im KZ umgekommenen Friedensnobelpreisträger.

Harte Kritik

Sehr harter Kritik mußte sich der Kriegsfilm „Division Brandenburg“ aussetzen. Eine namhafte Stockholmer Zeitung bezeichnete besagten Film als „Nazipropaganda, der eine militärisch wohlorganisierte Verbrecherbande und bezahlte Mörder verherrlicht“.

Traurig

Traurig stimmte mich die Nachricht, daß der von Ernst Marischka geplante Josephine-Baker-Film am mangelnden Interesse des Auslandes gescheitert sei.

Marischka konnte keine Co-Partner oder Verleiher finden, die sich finanziell beteiligt hätten. Außerdem sei Österreich und Deutschland allein ein zu begrenzter Raum, um die Herstellungskosten für diesen Film einspielen zu können.

Josephine hatte gehofft, mit ihrer Gage die drohende Versteigerung ihres Schlosses in Südfrankreich, wo sie ihre Adoptivkinder untergebracht hat, zu verhindern.

Lieblingsstadt

Sehr angetan ist Regisseur Stanley Kramer von Berlin. Hier hatte er auf den Festspielen von 1958 und 1960 mit seinen Filmen „Flucht in Ketten“ und „Wer den Wind sät“ großen Erfolg, und hier will er die Premiere seines nach eigenen Aussagen bedeutendsten Werkes „Urteil in Nürnberg“ stattfinden lassen. Stanley Kramer hat seine Stars vertraglich verpflichtet, an der Welturaufführung dieses Films am 14. Dezember in Berlin teilzunehmen. Er meint dazu: „Berlin ist eine Stadt, die mich immer verstanden und mir viel Freundschaft entgegengebracht hat.“

Verstehen Sie das?

Kurt Hoffmanns Meisterwerk „Wir Wunderkinder“ ist von der portugiesischen Zensur in Lissabon verboten worden. Seltsamerweise blieb eine Begründung für diese Entscheidung aus.

4-Kleenex-Streifen

In Hollywood werden die rührseligen Filme neuerdings als „4-Kleenex-Streifen“ bezeichnet. Damit will verständlich gemacht werden, daß der Zuschauer bis zum Ende des Films etwa vier Schachteln Kleenex-Papiertaschentücher braucht, um die Tränen abzuwischen.

Spencer Tracy zum Tode Gary Coopers:

Er war ein wundervoller Kerl. Sein Tod bedeutet das Ende einer Ära in Hollywood!

Brecht-Film

Vor einiger Zeit gelangte in Ostberlin der von den beiden Brecht-Schülern Peter Palitash und Manfred Wekerth gedrehte Film „Mutter Courage und ihre Kinder“ zur Uraufführung. Der Film ist eine genaue Wiedergabe der Aufführung von Brechts „Berliner Ensemble“. In der Hauptrolle sehen wir Helene Weigel.

Statistik

Immer weniger Filme sind für Jugendliche geeignet. Diese erschreckende Feststellung mußte ich machen, als mir folgende Statistik zu Augen kam: 1955 konnte die FSK 37,6 Prozent aller Filme für Jugendliche unter 16 Jahren nicht zulassen, 1959 waren es schon 50,3 Prozent, und 1960 stieg der Prozentsatz aller nicht jugendfreien Streifen auf 51,6 Prozent an.

Kaum zu glauben!

Wie jetzt bekannt wurde, hatte eine 23jährige Engländerin aus Birmingham die erstaunliche Gepflogenheit, den im dortigen Filmtheater 28 Wochen laufenden Monsterfilm „Ben Hur“ jeden Montagabend des neuen mit ihrem Besuch zu beehren. Und da heißt es, die Idealisten seien ausgestorben ...

Gute Vorsätze

Die diesjährigen Filmfestspiele in Venedig werden nicht mehr unter der Leitung von Direktor Ammanti stattfinden. Aber auch sonst soll sich einiges ändern. Der neue Direktor, Domenico Meccoli mit Namen und Filmjournalist von Beruf, hat dem „Bikiniummel“ den Kampf angesagt. Er will die Starlets so weit wie möglich vom Festival fernhalten, um das von früheren Festspielen enttäuschte „anspruchsvolle Publikum“ zurückzuerobern. Hoffen wir auf ein Gelingen!

Helden werden gut bezahlt

Die amerikanischen Filmgesellschaften bezahlen jene wagemutigen Männer sehr gut, die in ihren Filmen die Stars unter Einsatz des Lebens bei gefährlichen Szenen doublen. Ein Sturz vom Balkon wird mit 5000 DM honoriert, während man für einen Sturz vom Pferd schon 10000 DM ausgezahlt bekommt. Als besonders gefährlich gilt der Stoß eines Autos gegen eine Mauer, der mit 15000 DM belohnt wird.

Mutiges Vorhaben

Sammy Davis jr., Sidney Poitier und Harry Belafonte, der übrigens jetzt von Präsident Kennedy in den Nationalrat des „Frieden-Corps“ berufen wurde, wollen gemeinsam eine eigene Filmgesellschaft gründen. Die drei berühmtesten Vertreter ihrer Rasse, die ihren mancherorts noch immer unterdrückten Landsleuten schon oft durch mutiges Eintreten und finanzielle Unterstützung geholfen haben, versprachen, nur Negerfilme herzustellen.

„Die Brücke“ in Amerika

Bernhard Wickis Film „Die Brücke“ hatte vor einigen Wochen in New York Premiere. Er fand außerordentlichen Anklang bei Publikum und Presse. Der Film, der nach Aussage eines amerikanischen Journalisten jeden Abend vor verkauftem Hause läuft, wurde als ungewöhnlich guter Film gefeiert, der durchaus alle ihm zugedachten Preise verdient habe. Damit dürfte der deutschen Filmwirtschaft der langerhoffte Kontakt mit dem amerikanischen Filmpublicum geglückt sein. **H. P.**

Unter glatter Haut

Ein thematisch und formal überzeugender Kriminalfilm italienischer Herkunft.

Wie auch schon in früheren seiner Filme führt der begabte Pietro Germi Regie und spielt außerdem die Hauptrolle. Die Frau eines erfolgreichen Kaufmanns aus Rom wurde ermordet. Wer ist der Täter? Es kommen zunächst viele Verdächtige in Frage. Die nervenaufreibende Suche nach dem Mörder ist spannend und an einigen Stellen gewollt humorvoll in Szene gesetzt. Aber es wäre nicht Pietro Germi – jener Germi nämlich, der durch sozial- und gesellschaftskritische Werke wie „Der Weg der Hoffnung“ und „Das rote Signal“ weit über die Grenzen Italiens hinaus bekannt wurde –, verstünde er es nicht, auch in seinen neuesten Film eine gehörige Portion Gesellschaftskritik einzuflechten. Da erfährt man, daß der redliche Ehemann der Ermordeten es mit dem Dienstmädchen getrieben, daß der gutaussehende „Hausarzt“ den Ehemann erpreßt oder daß der ehrenwerte Herr Notar des Nachts junge Männer zu empfangen pflegt ... All diese Triebfedern menschlicher Unzulänglichkeit und Leidenschaft bleiben vorerst „unter glatter Haut“ verborgen. Der Film versteht es dann meisterhaft, dem Besucher einen längeren Blick hinter diese glatte Haut zu vermitteln. Wir können Germi wieder einmal dankbar sein für eine ehrliche, lebensnahe Aussage, dankbar aber auch für die Auswahl seiner Darsteller, die bis in die kleinsten Rollen treffend eingesetzt sind.

Zwei in einem Zimmer

Wer vom Titel her einen anstößigen Film erwartet, sei gewarnt – er kommt nicht auf seine Kosten.

Dies ist die ganz alltägliche Geschichte eines jungen Mannes, der auszieht, um Karriere zu machen, aber schon bald erkennen muß, wie oft einem das Schicksal seine fein zurechtgeschnittenen Knüppel zwischen die Beine wirft.

In unserem Fall handelt es sich um den Jazzmusiker Pete aus Milwaukee, der im Handumdrehen New York erobern möchte. Pete bewohnt mit der jungen Tänzerin Peggy ein gemietetes Zimmer im Herzen der großen Stadt – mit Abtrennvorhang und höchst ehrenhaft natürlich. Wie gut es war, zu verhindern, daß das völlig mittellose Mädchen von der Zimmerwirtin vor die Tür gesetzt wurde, soll Pete schon bald erkennen; denn jetzt ist es die erfahrene Tänzerin, die dem mit den harten Regeln eines rücksichtslosen Konkurrenzkampfes noch nicht vertrauten Greenhorn aus der Provinz immer wieder aus der Patsche helfen kann.

Regisseur Robert Mulligan verfilmte Garson Kanins Bühnenstück „The Rat Race“ ohne jenen mitreißenden Schwung, der nötig gewesen wäre, um den in prächtigen Technicolorfarben gehaltenen Streifen über ein Mittelmaß zu heben. Schade um einige fabelhafte Ansätze, wie zum Beispiel die köstlichen, gutdurchdachten Dialoge zwischen der unverbesserlich-geldgierigen Zimmervermieterin und dem gutmütigen Schankwirt oder etwa die jeglicher Schablone absagenden Schlüsselszenen des Films. Hier zeigt sich zugleich, was der Regisseur aus dem Stoff des am Broadway mit Erfolg aufgeführten Stückes hätte herausholen können. Namen wie Debbie Reynolds und Tony Curtis in den Titelrollen sichern jedoch einen unbedingten Kassenerfolg.

Zu jung für die Liebe?

Sie werden sicher gespannt sein – zum ersten Male nach dem Krieg führte in Deutschland wieder eine Frau Regie. Erica Balqué, Gattin und Assistentin von Helmut Käutner, stellte sich gleich die schwierige Aufgabe, ein ernsthaftes Jugendproblem anzupacken.

Aber um es vorwegzunehmen: Frau Balqués erster Film vermag nicht zu überzeugen.

Ein 17jähriger Oberschüler und eine 16jährige Waise, die als Lehrling in einer Wäscherei arbeitet, möchten aus der Welt der Erwachsenen fliehen. Die beiden jungen Leute bauen sich ihre eigene, glücklichere Welt auf und lernen sich zugleich innig lieben. Diese Liebe wird auf eine harte Probe gestellt, als das Mädchen ein Kind erwartet. Wird Klaus seiner Katja, die der Erziehungsanstalt droht, beistehen, oder wird er sich in die von seinem Vater vorgeschriebenen Pläne fügen und zulassen, daß das Mädchen abgefunden wird? Der für sein Alter erstaunlich reife Junge beschließt, das elternlose Lehrlingmädchen zu heiraten. So weit so gut; aber was uns dann als Lösung des Problems angeboten wird, ist eher Illustrierten-Roman-Illusion, kaum aber aus dem realen Leben gegriffen.

Die Eltern von Klaus – er, nach treudeutscher Klischeearbeit ein Wirtschaftswunderboß, sie, seine ihm zwar angetraute, aber doch ihre eigenen Wege gehende Luxusgattin – verweigern ihrem Sohn jede Hilfe. Sie verbieten dem Minderjährigen obendrein die „schon aus gesellschaftlichen Erwägungen unmögliche Verbindung“ mit der Waise. Nun beschließt Klaus auf eigene Faust zu handeln. Nach aufregendem Hin und Her landen unsere beiden im schottischen Heiratsparadies Gretna Green, um hier den Bund fürs Leben einzugehen.

Schade um Erica Balqué, die sich sichtliche Mühe gab, dem Stoff einige überzeugende Momente abzugewinnen. Aber bei einem derartig auf aktuelle Romantik getrimmten Drehbuch, das jeder ehrlichen Auseinandersetzung mit diesem doch so ernsten Thema entbehrt, kann man nur noch den Kopf schütteln. Zumal ein Mann wie Helmut Käutner für die Mitarbeit an besagtem Drehbuch verantwortlich zeichnet.

Nur unter dem Aspekt der guten Unterhaltung – wohl gemerkt: nicht mehr – können Sie sich den Streifen ansehen. Und nicht zuletzt wegen der beiden jungen Hauptdarsteller Loni von Friedl und Heinz Blau, deren natürliches Spiel einiges wettmacht.



Gary Cooper

Er war gerade 60 Jahre alt geworden, als er starb: Gary Cooper, einer der letzten Großen Hollywoods. Zeit seines Lebens war er der ewig junge Cowboy gewesen, dann aber war die tückische Krankheit doch stärker. „Ich glaube, die Welt hat den beliebtesten Menschen verloren“, sagte John Wayne, als er vom Tod seines Freundes erfuhr. Und Hollywood, das kalte, skrupellose und von jeher pietätlose Filmbabel, hielt doch für einen Augenblick den Atem an. Coop nannten sie ihn. Und einer seiner ältesten Freunde, Richard Arlen, der mit ihm gemeinsam in der Stummfilmzeit als Statist arbeitete, sagte einmal: „Manche Leute sind einfach die geborenen netten Kerle, und nichts – nicht einmal Hollywood – kann daran etwas ändern.“

In der Tat: 35 Jahre lang war Gary Cooper Spitzenstar in einer Stadt, die es geradezu als ihre Aufgabe ansieht, Stars schnell nach oben zu bringen, sie aber auch ebenso schnell wieder hinunterpurzeln zu lassen. Cooper blieb oben. Am Anfang hatte er es schwer. „Coop hat viel einstecken müssen in der ersten Zeit“, erzählt Arlen, „man hat ihn ausgenutzt und hinter das Licht geführt – früher. Aber jedesmal, wenn ihm einer ein Bein stellte, gab er sich selbst die Schuld, gestolpert zu sein.“ Gary Cooper hieß eigentlich Frank James Cooper. In Helena (Montana) wurde er am 7. Mai 1901 geboren – als Sohn eines bekannten Rechtsanwalts. Er wuchs auf der Ranch seines Vaters auf und lernte dort auch ein wenig das Handwerk des Cowboys: Reiten und Lasso-

werfen. Mit neun Jahren kam er nach England, um dort ein College zu besuchen. Von 1920 bis 1924 studierte er dann wieder in Amerika. Eigentlich wollte er Zeichner werden. Und zunächst verdiente er sich seinen Lebensunterhalt auch als Karikaturist einer Zeitung. Aber er hatte wenig Glück mit seinen Comics und suchte nach einer anderen Beschäftigung. Als er zum Besuch der Kunstakademie eines Tages nach Los Angeles fuhr, kam er zum erstenmal mit jener Kunst in Berührung, die nur ausgemachte Freunde des Films die „siebte Kunst“ nennen. Was Gary Cooper in den ersten Jahren in Hollywood machte, hatte denn auch nur sehr wenig mit Kunst zu tun. Er wurde als Double engagiert, als „stunt man“, als der Mann also, der in Wildwestfilmen vom Pferd zu fallen hat,

sich in tiefe Abgründe stürzen muß, im Kugelregen zusammenzubrechen hat – kurz; der alles das zu tun hat, wofür sich der Star zu schade ist.

1926 war es, als Regisseur Henry Hathaway (er dreht noch heute Filme) den baumlangen Jungen für seinen Film „The Winning of Barbara Worth“ entdeckte. Der Film wurde ein Erfolg, und Gary Cooper bekam einen langjährigen Vertrag mit einer Filmgesellschaft überreicht. Das war der Anfang. Von jenen Tagen im Jahre 1926 an ging es aufwärts. Wenn es einmal Rückschläge gab, sagte Cooper: „Ich bin groß im Come-Back.“

Er spielte unzählige Cowboyrollen, dann fiel er neben Marlene Dietrich in „Marokko“ zum ersten Male auf. 1935 folgte „Bengali“, vor dem Kriege noch einige Dutzend andere Filme. Und 1941 war es soweit: Er war einer der bestbezahltesten und beliebtesten Schauspieler Amerikas. Für die Titelrolle in „Sergeant York“ prämierte ihn die Filmakademie mit einem Oscar. Es sollte nicht der einzige bleiben. Film folgte auf Film: Hemingways „Wem die Stunde schlägt“ zum Beispiel, „Der große Wurf“, „Lockende Versuchung“, „Ariane – Liebe am Nachmittag“, „Sie kamen nach Cordoba“.

Sein größter und bester Film aber war „High Noon“, „12 Uhr mittags“, die inzwischen schon klassische Leinwandgeschichte des einsamen, von den letzten Mutigen der Stadt verlassenen Sheriffs. Der Ort liegt wie ausgestorben. Die Bewohner haben sich vor Angst verkrochen. Vier Gangster sind in der Stadt. Und der Sheriff nimmt den Kampf gegen sie auf, allein mit sich, seiner Courage und seinem Colt.

Das war Gary Coopers beste Rolle. Hier konnte er das sein, was er war: ein Mann, der mit sich selbst fertig zu werden verstand.

Man hat oft gefragt, was Hunderttausende Menschen so lange Jahre hindurch an diesem Mann fasziniert hat. Er war ein bescheidener, fast zurückhaltender Schauspieler. Er selbst, der 1,98 Meter lange Kerl mit der hohen Stirn und den grauen, vorschrittmäßig weisen und gütigen Augen, hielt sich auch nicht für einen vollkommenen Darsteller. Wenn er vor der Kamera stand, war er wie sonst auch: Er redete nicht viel, er machte nicht viel daher. Gerade das war es, was die Kritiker später rühmten: Seine Fähigkeit, mit wenigen Gesten und Worten eine Figur zu umreißen, seine souveräne Kunst des „Unterspielens“. Ein Regisseur sagte es einmal: „Cooper kann immer nur Cooper spielen.“

So bescheiden er vor der Kamera wirkte, so bescheiden war er auch sonst: Den Klatschreportern hat er kaum Stoff geliefert. 35 Jahre lang ist er ohne nennenswerten Skandal ausgekommen. Seit 1933 war er mit der ehemaligen Schauspielerin Sandra Shaw-Balfa verheiratet. Mit ihr hat er eine Tochter, heute eine fast erwachsene Frau.

Ob er für die Jugend der Cowboy-Held, für die Männer das Muster eines ganzen Mannes oder für die Frauen ein zwar etwas schüchternes, aber höchst zuverlässiger Partner war: Gary Cooper war – wie es der amerikanische Dichter Carl Sandburg einmal sagte – „lebendig gewordene Tradition, irgendetwas ein durchaus sauberer Bursche, einer, an dem alles echt und ungekünstelt“ war.

Und man braucht wohl nur wenig von den Worten abzubrechen, die der Produzent Jerry Wald für seinen Freund fand: „Gary Cooper war einzig in seiner Art. Er war der echte große Amerikaner. Er war körperlich groß und geistig groß. Coop hatte alles, was gut ist an Amerika...“

Klaus Bresser

„Schlagerspiel“



„Weltklasseformat“



Der „Halbstürmer“



Fußball -

wie ihn Arnold Faust sieht

Verbandsbeschuß



Der „Heimspieler“



„Ballkünstler“



Ball-„Führung“



„Der Aufsteiger“



Der „Außenläufer“



„Haben Sie unseren Ball...?“